



Seine Gemahlin.

Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert

von

H. von Krause (E. von Sellen).

(Schluß.)

In seinem Arbeitszimmer im Stadtschloß wanderte der Fürst rastlos auf und ab. Noch konnte er keinen festen Plan fassen. Es stand ihm fest, daß Holm und die Prinzessin im Einverständnis gehandelt hätten, daß er das Opfer einer abscheulichen Intrigue, eines nichtswürdigen Treubruches sei. Er, der Fürst Karl Heinrich, in

dieser Weise behandelt, von seinem Weibe und von seinem besten Freunde! Holm war sein Jugendgespieler gewesen, schon als Knabe hatte er den willig sich Unterwerfenden tyrannisiert. Der Oberkammerherr ward dann der verschwiegene Vertraute aller seiner Jugendstreiche, das willige Werkzeug in seiner Hand. Ein schwacher Charakter, aber ihm, dem Stärkeren, ohne Vorbehalt ergeben und angehörig. Und nun dieser Verrat! —

Alle möglichen und unmöglichen Rachepläne tauchten in seinem Hirn auf, um wieder unterzugehen. Er malte sich die Schuld der Prinzessin in den schwärzesten Farben; um im geheimen ihr sündhaftes Verhältnis zu Holm ungestört fortsetzen zu können, hatte sie ihn ferngestellt. Auch das Lied heute: „Willst du

dein Herz mir schenken, so fang es heimlich an!“ natürlich, „die Liebe muß bei beiden allzeit verschwiegen sein. drum schließ die größten Freuden in deinem Herzen ein.“ Wem konnte es anders gelten als dem verliebten Seladon? Er lachte bitter auf bei dem Gedanken an sein eignes Empfinden. Aber plötzlich stand ihr Bild wieder greifbar lebendig vor ihm, dieses stille Antlitz mit der reinen Stirn und den sanften braunen Augen, es trug ja so unverkennbar den Stempel der Wahrhaftigkeit und Reinheit — sollte es möglich sein, daß das alles Maske war?! Er bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Gott, Gott,“ stöhnte er, „gieb mir Klarheit!“ Ja, da dämmerte ihm plötzlich etwas vom eignen Schuldbewußtsein auf, wie es ja der Menschenseele eigenste Natur ist, sobald sie sich



Abendspaziergang einer Konsulin. Nach dem Gemälde von F. W. Bredt.

an Gott wendet, aber er wollte es nicht hören, dieses leise Mahnen, das ihm in der Tiefe aufstieg. „Ich werde sie überführen, ich werde sie überraschen! Versonnen will ich handeln, unleugbar soll sie ihre Schuld vor meinen Augen darthun. Vorsichtig will ich sein, nichts übereilen, keinen Verdacht aufkommen lassen, bis ich sie im Netz habe wie Aesklap die Venus und den Mars, und dann soll mein Triumph keine Grenze kennen.“ — So grübelte und kämpfte er, als es pochte und der Kammerdiener den Minister meldete. „Zu so später Stunde?“ fragte der Fürst unzufrieden. „Sage, Seine Excellenz möchten morgen früh wiederkommen, ich bin beschäftigt!“

„Seine Excellenz hätten sehr wichtige Nachrichten vom Kriegsschauplatz und mühten Durchlaucht sogleich sprechen, sie würden sonst so spät nicht stören.“ bestellte Kindeemann.

„So soll er kommen!“ —

Es waren in der That wichtige und böse Nachrichten, die der Minister brachte. Das Heer der Engländer und deutschen Fürsten war unter dem Herzog von Cumberland bei Hastenbed von den Franzosen unter dem Marschall d'Estrees geschlagen, und plündernd und raubend ergossen sich die feindlichen Scharen nun in die schutzlosen Kleinstaaten zwischen Rhein und Elbe.

„Wir können auf das Schlimmste rechnen, Durchlaucht,“ sagte der erschrockene Minister, „der Kurier meint, daß wir bereits morgen oder übermorgen die Franzosen über die Landesgrenze rücken sehen können.“ —

Da gab es für den Fürsten denn freilich eine schlaflose, arbeitsvolle Nacht, und seine persönlichen Angelegenheiten mußten in den Hintergrund treten.

Fürstin Abelaide hatte in peinvoller Spannung auf ihren Gemahl gewartet, nachdem sie die Gäste entlassen hatte. Sie konnte sich den jähren Wechsel seiner Stimmung nicht erklären. Wie war ihm ihr Herz entgegengeschlagen, als er kam, und dann sein Abschied. Sie machte sich bittere Vorwürfe, daß sie ihm nicht freundlicher und wärmer begegnet war, aber es blieb ihr, sobald sie vor ihm stand, stets wie ein unüberwindlicher Bann auf der Seele, sie fürchtete immer, ihm zu weit entgegenzukommen, und empfand, daß die einzige Sicherheit ihrer Stellung ihm gegenüber in ihrer Zurückhaltung lag. Sie zog auch jetzt wieder den verhängnisvollen Brief, den sie stets bei sich trug, hervor, um sich gegen ihr eignes Herz für die kommende Unterredung zu wappnen. Sich ihm aufdrängen, niemals! — Sie sah allein in dem kleinen Gelben Salon, nur wenige Wachskerzen brannten noch, es war schon sehr spät. Die Thür nach der Terrasse war geschlossen, denn es ward kühl, und immer noch kam der Fürst nicht. Zweifelnd erwog sie ihre bisherige Handlungsweise. O, daß Gott ihr sein Herz, das Herz des Gemahls doch noch zuwenden möge, das war der heiße Wunsch und das Gebet ihres Herzens. Freilich hatte sie bisher wenig Aussicht dazu, wie sie meinte, und eben gerade fürchtete sie mehr als sie hoffte. Sie nahm ein Buch, um ihre Gedanken abzulenken, aber immer wieder kehrten sie zu der bänglichen Frage zurück, die sie so sehr beschäftigte. „Ich bin doch seine Gemahlin und muß ausharren und will nicht verzagen.“ Das war ihr stiller Trost und ihr Vorsatz: „Ich will recht thun und alles Gott befehlen.“ Und die Stunden verrannen. Fröstelnd hüllte sich die Prinzessin in einen Shawl; sie schickte die Kammerfrau, welche mahnte, doch zur Ruhe zu gehen, zum drittenmal fort. Eine nervöse Unruhe und Sorge beschlich sie, deren sie nicht ganz Herr werden konnte. Schon färbten sich drüben die Baumkronen im ersten Morgenrot, der Chor der Vögel begann zu jubelieren, und in das Zimmer strahlte das kalte, graue Licht der ersten Morgenstunde, als endlich die Thür aufging und der Fürst gemeldet ward. Er sah übermüdet und erregt aus.

„Wie? man sagt mir, Sie seien noch auf?“ rief er erstaunt.

Sie erhob sich, die flackernden Wachskerzen, deren Licht mit dem eindringenden Tag kämpfte, vermehrte die Unsicherheit der Beleuchtung und ließ die Fürstin, trotz der Schminke, bleich und farblos erscheinen.

„Sie befehlen,“ stammelte sie bekümmert, „ich habe gewartet.“ —

„Welch ein Unfug!“ sagte er hart, denn wie ein Dolchstich berührte ihn die Erinnerung an das, was er an dieser Stelle gesehen hatte, „ich bitte, daß Sie gleich zur Ruhe gehen, es ist ohnehin morgen ein böser Tag. Sie müssen fort.“

„Fort!“ — sagte sie tonlos. Sie ergriff seine Hand und sah furchtjam und flehend zu ihm auf. „Um Gottes willen,“ stammelte sie, „weshalb — wohin — ich“ — sie wollte und wäre umgefallen, hätte er sie nicht mit seinem Arm aufgefangen. Einen Augenblick lehnte sie totenbleich an seiner Brust. Es überkam ihn tiefes Mitleid, und er preßte sie unwillkürlich an sich. Aber sie erhob sich schon, richtete sich auf und löste sich aus seinem Arm. „Pardon, Durchlaucht,“ sagte sie, „es war der Schreck, der mich überwältigte;“

sie ließ sich auf das Sofa nieder; „ich bin bereit, zu hören, was Sie über mich bestimmt haben.“

„Ja, das ist Schuldbewußtsein,“ dachte der Fürst, und einen lauernden Blick auf sie richtend, sagte er: „Was ich heute abend erfahren habe, nötigt mich, so schnell wie möglich auf Ihre Abreise zu dringen.“

„Was Sie erfahren haben?“ Sie hatte ihre Selbstbeherrschung schon wiedergewonnen. „Ich weiß nicht, wovon Sie reden, Altesse, ich darf wohl bitten, daß Sie mich nicht länger im Zweifel über die Gründe dieser außerordentlichen Handlungsweise lassen.“ Sie erhob sich, indem sie das sagte, und löschte die beiden Kerzen; das Morgenlicht fiel jetzt mit heller Gleichmäßigkeit auf sein Gesicht, und sie sah ihn forschend an mit einem offenen, durchdringenden Blick. Er schlug unwillkürlich die Augen nieder. „Ich habe erfahren,“ sagte er, „daß wir morgen, vielleicht schon heute abend die französische Armee im Lande haben werden, meine Mutter und meine Gemahlin müssen also so bald wie möglich diesen lästigen Gästen entrückt und in Sicherheit gebracht werden.“

„Ach so!“ sagte sie, erleichtert aufatmend. „Ihre Mitteilung klang so sonderbar, ich verstand Sie nicht — Sie haben mich sehr erschreckt!“

„Pardon,“ rief er, „rechnen Sie nicht mit mir, ich habe die ganze Nacht gearbeitet, und die Verhältnisse versehen mich in sehr ernste Sorgen.“ Er kam sich ihrem offenen Wesen und ihrem klaren Blick gegenüber plötzlich schuldbehaftet vor gegen seinen Willen.

„Das ist freilich sehr begründet!“ rief sie warm. „Wie aber ist es nur möglich? Die französische Armee stand doch bisher noch dem Prinzen von Cumberland gegenüber —?“

„Der bei Hastenbed völlig geschlagen ist und in unbegreiflicher Verblendung einen Vertrag abgeschlossen hat, welcher uns und unsre Unterthanen der Willkür jener Horden preisgibt,“ ergänzte der Fürst.

Die Prinzessin forschte nun genau nach den näheren Verhältnissen, und ehe der Prinz es wußte, hatte er, in Beantwortung ihrer sachlichen und einfachen Fragen, die ganze Lage vor ihr ausgebreitet und seine getroffenen Maßregeln mit ihr besprochen.

„Und nun,“ schloß er, „muß ich Sie bitten, sich sogleich für die Abreise zu rüsten, meine Mutter ist bereits benachrichtigt, in etwa vier Stunden spätestens müssen Sie aufbrechen.“ Er erhob sich.

„Wo aber bleiben Sie, Durchlaucht,“ fragte die Prinzessin, ebenfalls aufstehend.

„Ich? Natürlich hier, wohin ich in diesem Augenblick gehöre; man wird meine Person nicht antasten, und ich werde meine Unterthanen nicht verlassen, auch kann ich durch meine persönliche Gegenwart sicher manch Unheil abwehren.“

„Gewiß, und ich bitte, daß Sie mir gestatten, ebenfalls hier zu bleiben.“ Sie sprach sehr entschieden.

„Niemals!“ rief er, „das hieße Sie in unberechenbare Situationen bringen; ich würde außer Stande sein, Ihnen alle Unbequemlichkeiten fernzuhalten.“

„Was bedeuten mir Unbequemlichkeiten,“ sagte sie; „ich weiß genau, wo meine Pflicht liegt, und diese zu verletzen, würde mir schwerer werden als alle Unbequemlichkeiten der Welt.“

„Es geht nicht,“ wiederholte er; „es ist ganz unmöglich.“

Sie trat dicht vor ihn hin und legte eine ihrer weißen Hände auf seinen Arm. „Es ist die erste und einzige Bitte, welche ich ausspreche, seit ich hier bin,“ sagte sie und sah flehend zu ihm empor; „ich verspreche Ihnen,“ fügte sie hinzu, „daß ich Sie in keiner Weise genieren werde.“

Er kämpfte augenscheinlich mit sich. Der Gedanke, sie in seiner Nähe zu haben, war ihm unbeschreiblich verlockend, und wie sie jetzt vor ihm stand, so ernst und aufrichtig in ihrem Wunsch, war der böse Verdacht gegen sie wie fortgeschwunden aus seinem Bewußtsein.

„Sie genieren mich niemals,“ sagte er unwillkürlich, „aber die Verantwortung, Sie hier zu lassen, kann ich nicht tragen,“ sehte er unschlüssig hinzu.

Sie lachte leise; er hatte sie noch niemals lachen sehen, seit sie da war, sie sah ganz besonders anziehend aus, denn es ging wie ein wirklicher Sonnenschein dabei über ihre durchsichtigen Züge. „Die Verantwortung,“ sagte sie, „werde ich selbst tragen. Ich bin durchaus daran gewöhnt, auf eignen Füßen zu stehen, und weiß mich in guter Hut.“ Ihre ruhige Sicherheit besiegte ihn.

„Thun Sie, was Sie wollen,“ gab er zu, „aber jetzt bitte ich, daß Sie zunächst ruhen.“

„Ich danke,“ erwiderte sie, „ich gehorche also dies eine Mal, und dann“ — es blühte wie ein schalkhaftes Lächeln um ihren Mund — „thu ich, was ich will. Also bonjour, Altesse!“ Sie nickte, machte eine kleine Verbeugung und reichte ihm die Hand, die er küßte. Als er in sein Zimmer trat, dachte er: „Sie hat wieder ihren Willen durchgesetzt; aber es ist gut, ich will sie unter Augen behalten.“ Kindeemann,“ sagte er laut, „es soll gleich jemand zum Minister gehen,

nicht der Schloßhauptmann von Dachner, sondern der Oberkammerherr von Holm soll die Fürstin-Mutter morgen begleiten.“

Fürstin Abelaide war nach der Abreise der Fürstin-Mutter in das Stadtschloß übergesiedelt. Sie bezog den entlegensten Flügel desselben. Als am ersten Morgen ihre Kammerfrau eintrat, sagte die Alte, die sie noch aus ihrer Heimat mitgebracht hatte: „Ach, Durchlaucht, die ganze Stadt wimmelt von Franzosen, und es soll schrecklich sein, wie sie mit den Leuten umgehen. Der ganze Schloßhof ist voll von Menschen, die um die Hilfe des Fürsten bitten.“

„So kleide mich rasch an, liebe Weidner,“ erwiderte die Fürstin, „damit ich sehe, was ich thun kann, um zu helfen.“

„Durchlaucht werden doch in Ihren Gemächern bleiben,“ rief jene besorgt, „Durchlaucht werden sich doch heute nicht in die Stadt wagen!“

„Ich werde mich dahin wagen, wohin mich der liebe Gott schickt,“ sagte die Fürstin lächelnd.

Eine halbe Stunde später durchschritt sie den langen Korridor, der zu den Gemächern des Fürsten führte und von dessen Fenstern aus sie einen Blick in den Schloßhof hinabjandte, wo allerdings eine Menge Leute wartend standen. Einige in stummer Ergebung, andre in händeringender Aufregung, und weinende Frauen, schluchzende Kinder, alle hoffend, daß der Fürst sie vorlassen und ihre Klagen anhören würde. —

Eine elegante Equipage hielt unter dem Portal; Abelaide sah, daß es eine fremde war, also wahrscheinlich die des französischen Befehlshabers. Diese Vermutung ward zur Gewissheit, als sie in das Vorzimmer trat. Hier stand der Minister, der Bürgermeister und viele andre Herren, unter ihnen auch ein paar fremde Offiziere in bunter Uniform. Die deutschen Herren mit langen Gesichtern und kummervollen Mienen, die Franzosen hatten in übermütigem Hochmut die vorhandenen Sessel und Stühle besetzt und wechselten ziemlich laut Wiße über die sie umgebenden Beamten und Hofherren. Als die Fürstin eintrat, verbeugten sich alle. Sie grüßte artig, winkte dann, die Lage übersehend, dem dienstthuenden Kammerherrn und befahl ihm, die Fremden in ein anstoßendes Zimmer zu führen; sie gab den Befehl in französischer Sprache und so bestimmt, daß die Offiziere keinen Widerspruch wagten und sich entfernten. Die Fürstin rief nun, mitten im Zimmer stehend, den Minister und ließ sich über die Sachlage kurz informieren. Es handelte sich um eine unerschwingliche Kontribution, welche von der Stadt verlangt wurde, und die der Marschall bei Androhung schonungsloser Plünderung vom Fürsten zu erpressen dachte. „Ich fürchte,“ flüsterte der Minister, „Seine Durchlaucht, der Fürst, verderben es mit dem Marschall. Sie sind sehr erregt — hören Sie.“ — In der That hörte man jetzt im Zimmer des Fürsten sehr laut und aufgeregter sprechen.

„Melden Sie mich dem Fürsten,“ sagte die Prinzessin entschlossen zum Kammerdiener vom Dienst. Sie folgte demselben auf dem Fuß und trat in das Empfangszimmer. Volles Licht fiel durch die hohen Fenster, über welchen nur kurz geschürzte seidene Vorhänge angebracht waren, auf das glatte Parkett und die vergoldeten, mit roter Seide bezogenen Möbel und beleuchtete das hochgerötete Gesicht des Fürsten, der in heftiger Erregung aufgestanden war, und dessen hohe Gestalt die kleine, magere, geschmeidige des Franzosen weit überragte, der in diesem Augenblick sein gelbliches Gesicht mit den scharfen Zügen zu einem spöttischen Grinsen verzog. Beide blickten verwundert auf über die unerwartete Unterbrechung.

„Ah, Madame la princesse!“ rief der Fürst in überraschtem Ton, ihr einen Schritt entgegengehend und ihre Hand küßend. „Hier ist der Marschall d'Estrees,“ fügte er vorstellend bei, „der uns und unser Land ruinieren will,“ schloß er mit scharfer Ironie.

Der Marschall verneigte sich tief.

„Ich bin erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, Monsieur le maréchal,“ sagte die Prinzessin, mit der ihr eignen freundlichen Anmut die Hand zum Kuß reichend.

Der Marschall, wie die meisten Franzosen seinerzeit sehr empfänglich für Frauen Schönheiten, bemerkte sogleich, wie schön geformt diese weiße Hand war, und blickte aufmerksam in das Antlitz der Fürstin.

„Wollen wir uns nicht setzen, ich will die Herren nicht stören,“ sagte diese, selbst Platz nehmend und den Fürsten rechts, den Marschall links neben sich auf zwei Lehnstühle nötigend, „allein die Teilnahme für meine armen Unterthanen, Monsieur le maréchal, trieb mich, ein gutes Wort bei Ihnen einzulegen, weiß ich doch, daß Sie als französischer Edelmann ein viel zu seiner Kavallerie sind, um einer Dame, die sich an Ihren Edelmut wendet, eine Bitte abzusagen.“ —

Der Marschall verbeugte sich geschmeichelt. Der Fürst wollte etwas sagen, eine gewisse Ungeduld sprach aus seinen lebhaften Zügen.

„Der Fürst steht als Landesherr, diesen Dingen ja anders gegenüber,“ fuhr die Fürstin, in tadellosem Französisch sprechend, fort, „aber ich darf nur bitten, wo er fordern muß.“ Sie richtete ihre dunkeln Augen bittend auf das gelbe, kleine Gesicht des Franzosen, der ein wenig unbehaglich und nervös mit den Händen zuckte.

„Madame,“ sagte er, „ich stehe natürlich ganz zu Befehl, aber ich bitte, daß Sie nicht vergessen, wie die Gewalt des Krieges uns bisweilen nötigt, Dinge zu thun, die unsern eignen Neigungen sehr widersprechen.“

„Ah, Monsieur, ich verstehe, wie schwer es Ihnen werden muß, grausame Befehle zu erlassen, Befehle, Monsieur, welche auf Jahre hinaus den Wohlstand eines glücklichen Landes vernichten, Hunderte von Familien brotlos machen, dem schrecklichsten Elend preisgeben, und ich bin daher überzeugt, daß Sie alles in unsrer Residenz thun werden, um diese grausamen Maßregeln auf das Äußerste zu beschränken, nicht wahr, Monsieur?“

Wieder traf ihn ein bittender Blick; diesmal schmolz schon sein durch des Fürsten Heftigkeit erregter Trost.

„Natürlich, sicher, Madame,“ sagte er, viel freundlicher als bisher. „Ich werde thun, was in meiner Macht steht, — aber —“

„Bitte also, dulden Sie nicht, daß Ihre Soldaten die Ehre und den Ruf der französischen Armee durch Mißhandlungen unschuldiger Menschen bestechen. Lassen Sie uns eine Erinnerung an den Marschall d'Estrees, Monsieur, als an einen edeln und rücksichtsvollen Mann, der einen Vertrag zu respektieren weiß, welcher uns, wie der Vertrag von Kloster Zeven, wehrlos in seine Hände liefert.“

„Madame, Sie sollen sich in mir nicht irren,“ sagte der Franzose, betuernd die Hand auf seine Brust legend.

„Und die Kontribution, die unerschwingliche Kontribution?“ schaltete der Fürst ein.

„Ich darf Sie wohl bitten, Monsieur, mir die genaue Summe zu nennen, welche Sie als unbedingt notwendig erheben müssen; ich weiß, daß Sie nicht einen Groschen mehr fordern werden, wie Sie mit unerbittlicher Notwendigkeit haben müssen,“ sagte die Prinzessin.

Der Franzose räusperte sich ein wenig und zögerte. „Machen Sie mich nicht zu arm, Monsieur,“ lächelte die Fürstin liebenswürdig, „denn als gute Landesmutter muß ich meinen ärmsten Unterthanen die Last abnehmen und mit meinem eignen Vermögen decken, was die Armut nicht aufbringen kann.“

Er sah die deutsche Frau überrascht an.

„Ah, Madame,“ sagte er, „Ihr Land kann sich zu einer solchen Fürstin gratulieren. Sie,“ fügte er, sich an den Fürsten wendend, hinzu, „Sie haben die gefährlichste Waffe gegen mich ins Feld geführt, eine so liebenswürdige und anmutige Fürstin soll nicht umsonst an den Edelmut eines Marschalls Seiner Majestät des Königs appelliert haben, ich werde mich mit zwei Dritteln, hören Sie, Madame, mit zwei Dritteln meiner Forderung einrichten.“

Die Fürstin erhob sich, auch der Fürst und der Marschall standen auf.

„Ich danke Ihnen, Monsieur,“ sagte die Prinzessin, dem Marschall abermals die Hand bietend, „und ich hoffe, daß Sie uns heute die Freude Ihrer Gesellschaft zur Mittagstafel gewähren, nicht wahr?“

Der Marschall empfahl sich, die Einladung mit Dank annehmend.

Als sich die Thür hinter ihm schloß, trat der Fürst auf seine Gemahlin zu: „Ich danke Ihnen, Abelaide,“ sagte er, ihre Hand küßend. „Sie haben dem Lande und mir einen großen Dienst geleistet.“

„Es macht mich unendlich glücklich, wenn Sie zufrieden sind, mein Fürst,“ erwiderte sie warm und lächelnd zu ihm aufsehend.

„Wirklich?“ Er versuchte in ihren Augen zu lesen.

„Ich habe,“ sagte sie leise, „dann das Gefühl, Ihnen keine zu große Last zu sein.“

„Abelaide!“ Er rief es vorwurfsvoll.

„O still,“ sagte sie, „wir wissen ja, wie unser Vertrag lautet. Ich geniere Sie nicht und kann thun, was ich will. Ich höre, es sind eine Menge Verwundete da, welche in sehr elendem Zustand sein sollen, ich will mich um sie kümmern; meinen Sie nicht, daß man am besten ein Lazarett in dem großen Theatergebäude einrichtete, das jetzt ohnehin leer steht?“

„Gewiß ein praktischer Gedanke.“

„Also ans Werk. Schade, daß der Oberkammerherr nicht da ist, er würde vortrefflich für dergleichen zu gebrauchen sein,“ fügte sie harmlos hinzu.

Dem Fürsten erstarb das warme Wort auf den Lippen. „Den Oberkammerherrn herbeizuschaffen, steht leider nicht in meiner Macht,“ sagte er ironisch.

„So muß ich mich ohne ihn behelfen. Adieu, Durchlaucht.“ Sie verneigte sich und ging.

Sie sahen sich erst bei der Tafel wieder, wo kein vertrauliches Wort zwischen ihnen gewechselt wurde und die Fürstin das Gefühl hatte, als sei die etwas stumme und zurückhaltende Weise des Fürsten nicht nur der Gegenwart des Marschalls zuzuschreiben.

Am Abend desselben Tages sah Abelaide in einem kleinen chinesischen Kabinett am Kamin. Es war ein sehr kühler Abend, und in den bisher unbewohnten Räumen war die kleine Flamme, welche das leichte Holzfeuer umzingelte, sehr angenehm. Sie hielt ein kleines Notiztäfelchen in der Hand, notierte bisweilen eine Zahl und rechnete. Dabei nahm ihr Gesicht einen sorgenvollen Ausdruck an. „Liebe Heidenstein,“ wandte sie sich an die Oberhofmeisterin, die auf einem kleinen Sofa saß, „es wird doch leider nicht gehen. Unser schöner Plan, eine Austeilung von Vorräten im großen auszuführen, sobald diese schlimmen Gäste abziehen, wird daran scheitern, daß ich über zu wenig Mittel verfüge.“ Sie seufzte leicht. „Wie schade,“ sagte die Oberhofmeisterin, „ich meine, es wäre gerade die wirksamste Wohlthat gewesen, weil sie den Leuten, die trostlos ihre leeren Vorratskammern betrachten werden, neuen Mut zur Arbeit und zum Schaffen gemacht haben würde.“ Die Fürstin nickte. Sie wollte eben ihr Täfelchen in die Tasche schieben, als die Thür geöffnet wurde und Vindemann, der Kammerdiener des Fürsten, eintrat. „Seine Durchlaucht ließe fragen, ob es der Fürstin recht sei, wenn er das Souper in den Gemächern Höchstderseiben einnehme.“

„Gewiß, Ihre Durchlaucht wären bereit, den Fürsten in einer Stunde zu empfangen.“

Nur die Oberhofmeisterin und der Kammerherr vom Dienst waren zugegen. Der Fürst sprach von dem, was ihnen allen am nächsten lag, von der Invasion, und was etwa geschehen könne, die Last für seine Unterthanen zu erleichtern; die Fürstin nahm lebhaft teil an allem und hielt mit ihrer verständigen Meinung nicht zurück. Dann berichtete auch sie von dem, was sie im Laufe des Tages gethan, und kam am Ende auf ihren Plan, gleich nach dem Abzug der unwillkommenen Gäste reichlich Vorräte an die armen Bewohner der Stadt auszuteilen. Der Fürst war sehr interessiert dafür, und ein lebhaftes Gespräch über die Möglichkeit, dergleichen herbeizuschaffen, über die Geldmittel und so weiter entspann sich; beide waren so bei der Sache, daß die Zeit verrann. Die Verstimmung des Fürsten schien verflogen, wie denn keines von ihnen an die persönlichen Verhältnisse dachte, vielmehr alles Interesse in der gemeinsamen Arbeit aufzugehen schien. Damit war ein Feld gefunden, auf dem man sich begegnen konnte, ohne das zu berühren, was beide sich zu berühren scheuten.

Die Anforderungen der Stunde, die Not des Tages ließen keinen Raum für Nebengedanken. Wie zwei gute Kameraden arbeiteten beide zum Wohl ihrer Unterthanen. Welch eine treue Gehilfin der Fürst an seiner Gemahlin hatte, erkannte er jezt. Je und dann tauchte wohl noch einmal jener schwere Verdacht in ihm auf, aber es waren immer seltener werdende Augenblicke; sah er in das klare Auge, in das reine Antlitz der Gattin, so vergaß er völlig, daß er sie ja eigentlich beobachtet wollte, und gab sich dem Reiz ihrer Gegenwart hin. So verrannen die Tage; der Feind zog ab, und die Not zog hinter ihm ein, denn Verwundete und Kranke, Not und Elend aller Art hatte er zurückgelassen. Da war der Arbeit noch lange kein Ende. Fürstin Abelaide aber fühlte sich völlig in ihrem Element. Sie war glücklich und schien es von Tag zu Tag mehr zu werden. Endlich aber verließ sich die Hochflut der Arbeit. Es war geschehen, was geschehen konnte. Der Herbst stand schon auf seiner Höhe; in den nächsten Tagen sollte die Fürstin-Mutter zurückkehren. Da ließ der Fürst seine Gemahlin eines Vormittags in sein Arbeitszimmer bitten. Als sie eintrat, stand er am Fenster und sah über die Stadt zu seinen Füßen hin, die im klaren Herbstsonnenschein ihre hohen, roten Dächer und alten Türme vor ihm ausbreiteten. Er kam ihr rasch entgegen und faßte ihre Hand, sie zum Fenster führend.

„Sehen Sie, Abelaide,“ sagte er, „unter allen diesen Dächern haben Sie sich in dieser schweren Zeit dankbare Herzen erworben, aber das dankbarste schlägt nicht dort unten.“

Sie schlug die Augen nieder, und eine leise Bewegung zitterte in ihren Zügen.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie warm.

„Wofür?“ rief er.

„Daß Sie mich mitarbeiten ließen,“ sagte sie einfach.

„Abelaide,“ begann er, „ich möchte Ihnen nicht nur sagen, ich möchte Ihnen zeigen, wie viel Sie mir in dieser Zeit gewesen sind. Was kann ich thun, sagen Sie es selbst.“

Es zitterte wie eine andre bange Frage in seiner Stimme, die er aber nicht auszusprechen wagte.

Sie öffnete schon die Lippen zu einem raschen, warmen Wort, aber sie drängte es mutig zurück; niemals wollte sie bitten um das, was er ihr einst so

hart verweigert hatte. Sie sah ruhig in sein erregtes Gesicht.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie, „was ich Sonderliches that als meine Pflicht, und dafür bedarf es keines besonderen Lohnes, oder ich möchte ihn dann mit Ihnen teilen, denn Sie thaten mehr als ich.“ fügte sie lächelnd hinzu.

Er ließ ihre Hand, die er immer noch in der seinen gehalten hatte, enttäuscht los.

„Haben Sie keinen Wunsch, Abelaide, den ich erfüllen könnte?“ fragte er noch einmal eindringlich.

Da sah sie zu ihm auf, und er meinte etwas in den sanften dunkeln Augen zu lesen, das sein Herz aufjubeln ließ; sie sagte aber mit einem feinen Lächeln: „O doch, ich möchte einige dieser schönen Herbsttage im Waldschlößchen verleben, und ich möchte,“ — sie zögerte, fuhr aber dann entschlossen fort — „ich möchte — Ihrer Hoheit besuchten mich dort einmal!“

„Sie verwandeln Ihren Wunsch in ein Geschenk für mich!“ rief er beglückt. „Ich werde sogleich den Befehl erteilen, daß man das Waldschlößchen für Ihren Empfang herrichtet, und —“

„Und ich, Durchlaucht, will sogleich meine Vorbereitungen beginnen,“ unterbrach sie ihn und war mit einer leichten Verbeugung gegangen, ehe er etwas weiteres sagen konnte.

Es war ein schöner warmer Herbsttag, der Parl prangte in allen Farben, und der frisch betaute, smaragdgrüne Rasen glänzte im Sonnenschein, als Prinzessin Abelaide wieder in dem selben Salon ihres Waldschlößchens einzog. Sie stand jezt in der offenen Glashür und sah sinnend auf die bunte Baumwand gegenüber, in welcher goldene Sonnenstrahlen und sanfte, tiefblaue Schatten wunderbar seine Farbenspiele hervorriefen. Oben über den blauen Himmel zogen Kraniche südwärts und grüßten mit leisem Klagegetöse herab. Fürstin Abelaide trug ein weißes Morgenkleid und ein kleines Spitzenhäubchen auf ihrem leicht gepuderten Haar; aber obgleich noch keine Schminke ihre Wangen bedeckte, erschienen dieselben doch zart angehaucht, und die sanften dunkeln Augen strahlten wie in stillem Glüd. Wie ein holder Traum lag es auf ihrem Antlitz, als sie so im Sonnenschein stand, der sie wohlthuend mit milder Wärme durchströmte. — Ein Lakai trat ein und meldete den Oberkammerherrn von Holm. Dieser war am Abend vorher mit der Fürstin-Mutter zurückgekehrt und verbeugte sich jezt tief vor der Fürstin, die ihm beide Hände bot und wirklich erfreut rief: „Wie schön, daß Sie wieder da sind, lieber Holm; erzählen Sie mir von Ihren Erlebnissen in Magdeburg.“

„Da ist wenig zu erzählen,“ sagte er, „es war die ödeste und traurigste Zeit meines Lebens.“ Seine Blide hingen, indem er sprach, wie berauscht an ihrer sonnigen Erscheinung.

„Das bedaure ich,“ sagte sie freundlich.

„O Durchlaucht,“ rief er begeistert, „nun ist alles vergessen, da ich so glücklich bin, wieder in Ihrer Nähe weilen zu dürfen.“

„Sie übertreiben,“ sagte sie lächelnd, „man ist ja immer glücklich, in die Heimat zurückzukehren. Aber Sie sehen in der That blaß und angegriffen aus. Ich hoffe,“ fuhr sie in warmer Teilnahme fort, „daß Sie nicht leidend sind.“

„Fragen Sie noch, Durchlaucht, ob ich leidend bin? Ich habe zwei Monate, beinahe drei, in der Verbannung gelebt, und ich trage ohnehin schwer genug —“ er brach ab und sah sie vorwurfsvoll an.

„So bedrückt Sie etwas,“ rief die Prinzessin, noch immer ahnungslos. „Wenn Sie ein teilnehmendes Herz bedürfen, so sprechen Sie sich aus, armer Freund, vielleicht daß ich Ihnen helfen könnte —“ sie neigte sich ihm gütig zu. Beide standen noch an der Thür des Zimmers auf der Terrasse.

„Helfen kann mir niemand in der Welt,“ sagte er tragisch. „Ich weiß, daß mein Wünschen zu hoch gerichtet ist. O, schweigen wollte ich, aber Sie sollten mich nicht so gütig zum Reden auffordern. Ich habe zu lange gelitten. Ist es möglich, daß Sie die stumme Sprache meiner heißen Liebe nie verstanden haben?“

Sie stutzte, aber sie sagte noch immer nicht, was er meinte. „Ah — Sie lieben,“ sagte sie teilnehmend, „und wirklich hoffnungslos?“

„Ganz hoffnungslos!“

„Wissen Sie,“ sagte sie tröstend, „so etwas ändert sich bisweilen. Hoffnungslos ist nichts auf der Erde, was wir in Gottes Hände legen können, und wunderbar wendet sich, was wir schon ausgegeben hatten in unserm Kleinmut. Also Mut, mein Freund!“ Sie sprach mit freudiger Ueberzeugung.

„O Abelaide, o Prinzessin!“ stammelte er, „so weisen Sie mich nicht ganz ab!“ Er griff nach ihrer herabhängenden Hand und zog sie an seine brennenden Lippen.

„Was?“ rief sie erschrocken, „ich verstehe Sie nicht.“

„O doch, Sie müssen, Sie sollen mich verstehen!“ sagte er leidenschaftlich — „hören Sie mich —“

„Um Gottes willen, schweigen Sie,“ rief sie angstvoll, „man kommt!“

Gilge feste Schritte kamen die Steinstufen zur Terrasse hinan. Fürst Karl Heinrich stand vor ihnen. Dieser hatte seine Begleitung schon auf halbem Wege zurückgeschickt, er wollte allein den köstlichen Ritt durch den sonnigen Herbstwald machen, kam es ihm doch

willen, schweigen Sie, man kommt!“ — Noch einen Schritt weiter, und er erkannte Holm, der mit leidenschaftlich erregtem Gesicht vor der Fürstin stand. — Die Stirn des Fürsten verdüsterte sich. Also doch!

„Ach, ich störe!“ rief er laut, im Tone schneidender Ironie. „Ich bedaure in der That.“

„Durchlaucht stören mich nie,“ sagte die Fürstin, sehr bleich werdend, aber mit ruhiger Würde.

„Herr von Holm,“ fuhr sie zu diesem gewendet fort, „ich werde Ihnen ein andermal antworten, für den Augenblick danke ich für das Vertrauen, das Sie



General Miles.

Hochkommandierender der nordamerikanischen Armee.



Kommodore Schlegel.



General W. A. Shafter,

Kommandeur der nordamerikanischen Truppen vor Santiago.

vor, als reite er einem lange ersehnten, unaussprechlich großen Glück entgegen. Er stieg am Portal vom Pferde, fragte nur, wo die Fürstin sei, und als der Lakai ihm sagte: „Im Gelben Salon,“ schritt er um das Schloßchen zur Terrasse; es dünkte ihn herrlich, sie so zu überraschen. Da stand sie in der Thür... wie reizend sie in dem weißen Kleid aussah, — aber was war das — sie war nicht allein? Er hörte eine Männerstimme — und jetzt ihr angstvolles: „Um Gottes

Um ihrer heimlichen Liebe ungestört leben zu können, hatte sie sich hierher in die Einsamkeit zurückziehen wollen; natürlich, in dem Augenblick, wo der so lange entfernte Geliebte zurückkehrte, war dies grade der geeignete Zeitpunkt. Und die ihm nebenher erteilte Erlaubnis, sie zu besuchen, hatte dies süße Geheimnis nur mehr verschleiern sollen, was bedurfte es weiterer Beweise!

mir schenken, und wünsche, daß Sie sich nicht wundern, hier vieles anders zu finden, als Sie vielleicht erwartet haben.“

„Die Heuchlerin,“ dachte der Fürst, „welche Ränke vermag sie in ihren Ton zu legen, und habe ich nicht mit meinen eignen Ohren gehört, wie sie erregt sagte: „Schweigen Sie, um Gottes willen, man kommt!“ —

Der Oberkammerherr verneigte sich indessen vor dem fürstlichen Paar und verschwand. —



Ankunft eines Gepäcktransports für die nach Cuba bestimmten amerikanischen Truppen in Tampa (Florida). Nach einer Skizze von D. Macpherson.



Verladen von Artillerie in Tampa (Florida). Nach einer Skizze von H. C. Seppings Wright.

Abelaide sah ihren Gemahl bittend und lächelnd an: „Willkommen im Waldschlößchen,“ sagte sie unbefangen; „ist es nicht reizend hier?“

„In der That,“ erwiderte er, mit der Reitgerte, die er in der Hand hielt, nach einem Orangenzweig schlagend, der neben der Glashür hervorkam. „In der That, gerade ein Ort für ein verliebtes Rendezvous — nicht wahr, Madame?“

Das Blut stieg unter ihrer durchsichtigen Haut empor bis in ihre Schläfen.

„Ich weiß nicht, Durchlaucht,“ sagte sie zurücktretend, „dieser Ton —“

„Kann Sie wohl nicht befremden,“ unterbrach er sie aufgeregt.

„Doch, er befremdet mich sehr,“ sagte sie, „und ich möchte bitten, mir zu erklären, was er bedeutet.“ Sie sprach ruhig und bestimmt, aber ihre Stimme bebte.

„Er bedeutet,“ fuhr der Fürst fort, indem er ihr scharf ins Gesicht sah, „daß ich alles, das ganze saubere Lügengewebe durchschaue. Also im Einverständnis mit meinem Diener bin ich betrogen! Die Indiskretion desselben wurde benutzt, um sich von mir zu befreien; man verschmähte die niedrige Waise nicht, um ein Verhältnis fortzuspinnen, das schon begonnen hatte, ehe noch der Gemahl in seine Rechte getreten war. Wahrlich, Madame, eine solche Intrigue macht Ihrem Verstand Ehre,“ fuhr er fort, „aber Ihrem Herzen macht sie Schande!“

Die Prinzessin hatte den Anfang seiner Rede wie in Erstarrung über sich ergehen lassen. Nun aber raffte sie sich gewaltsam zusammen. Sie richtete sich stolz auf und sagte mit eisigem Ton: „Halt, Durchlaucht, ich bitte, daß Sie sich mäßigen. Darf ich Sie vorerst um die Beweise meiner Schuld bitten, welche Sie mir ohne jede Begründung vorwerfen?“

„Ja,“ lachte er bitter, „Weiberlist ist so fein gesponnen, daß Männerfaust das Gewebe nicht entwirren kann, ohne es zu zerreißen. Ich habe der Beweise genug und werde danach handeln.“

„Thun Sie, was Sie wollen,“ sagte sie, „aber ich bitte, daß Sie mich jetzt verlassen, Sie sind augenblicklich in einem Zustande, der es mir unmöglich macht, mich zu verteidigen.“

Da begann er sich. Seine Heftigkeit bereuend und gewaltsam niederlappend, lenkte er ein. Er warf die Reitgerte auf einen Stuhl und trat dicht zu ihr: „Abelaide,“ sagte er in völlig verändertem Ton, „haben Sie Mitleid mit mir! Sagen Sie mir offen: Was sprachen Sie mit Holm, als ich kam?“

Sie blickte ihn traurig an. „Wollen Sie mir glauben, daß ich nichts gesprochen habe, was Ihnen Grund zu diesem Verdacht geben kann?“

„Ich will nicht mehr glauben, ich will wissen,“ brauste er auf.

„Es ist nicht mein Geheimnis, um das es sich handelt,“ sagte sie befangen, „ich darf nicht davon reden.“

„Wenn ich Sie aber darum bitte?“ sagte er hartnäckig.

„So muß ich dennoch schweigen.“

„Ja,“ lachte er bitter, „das dachte ich mir. Er schritt einigemal rasch vor ihr auf und ab, dann blieb er noch einmal stehen. „Also zum letztenmal, Abelaide,“ es klang fast flehend, „ich befehle als Gatte und Fürst, daß Sie mir sagen, wovon der Oberkammerherr mit Ihnen sprach.“

Sie rang in stummer Qual die Hände. Sollte, durfte sie den unglücklichen Holm verraten? Sie kannte den Fürsten genügend, um zu wissen, daß er ihn nicht schonen würde, und die Beispiele, daß dergleichen Ueberschreitungen Tod und Kerker für die Betreffenden nach sich gezogen, waren in jener Zeit nicht selten.

„Glauben Sie mir doch, und verlangen Sie nicht was unmöglich ist.“

„Genug!“ rief er, „Madame, ich gehe, und Sie werden von mir hören. Wo Thatfachen reden, bedarf ich keiner Worte.“ Er griff nach seiner Gerte und sprang die Steinstufen hinab.

Die Prinzessin horchte auf seinen verklingenden Schritten, sie machte eine Bewegung, als müsse sie ihm nachsehen, aber die Kräfte versagten ihr, sie sank ohnmächtig zu Boden.

Nach dem köstlich sonnigen Herbsttag sank ein schwüler, stockdunkler Abend, wie er bisweilen um diese Jahreszeit noch heraufsteigt, auf den Park und das Waldschlößchen hernieder. Feuchte Dünste stiegen von der Erde auf und führten den Geruch gefallener Blätter, untermischt mit Resedadüften, mit sich. Am das Schlößchen herrschte völlige Stille. Nur aus der Ferne klang bisweilen das Schreien der Hirsche aus dem Wald herüber. Der Gelbe Salon war erleuchtet; Abelaide saß an ihrem Schreibtisch. Sie hatte die einzige Dame, welche mit hierher gekommen war, entlassen, und diese, da sie an heftigen Kopfschmerzen litt, hatte sich zur Ruhe begeben. Die Fürstin drehte unstillig die Feder in den Fingern. Ein offenes Billet lag vor ihr. Es war von Holm.

„Ich muß Eure Durchlaucht noch einmal ohne

Zeugen sprechen, mein Leben hängt davon ab. Ich bin um zehn Uhr heute abend im Kleinen Pavillon,“ schrieb er.

Sein Leben hängt davon ab! Was sollte das heißen? Die Prinzessin hatte im ersten Augenblick den festen Entschluß gefaßt, diese Bitte abzuschlagen, aber sie zögerte nun doch. Vielleicht konnte er einen Weg, den Fürsten umzustimmen. Vielleicht konnte sie ihn retten. Dann wieder wollte sie ihm schreiben, daß sie nicht kommen würde und nichts hören wolle. So schwankte sie hin und her. Sie prüfte sich sehr ernst, ob sie ihm Veranlassung zu dieser unglücklichen Leidenschaft gegeben; sie konnte nichts finden, aber sie sagte sich, daß sie in ihrer Unbefangenheit vielleicht genährt hatte, was sie sogleich unterdrückt haben würde, wenn sie es rechtzeitig entdeckt hätte. — Er verdiente eine Strafe, aber sein Leben? Sie schauderte, wenn sie an den unglücklichen Königsmord, an Trend dachte. Nein, sie mußte den Mut haben, ihm zu helfen, wenn sie konnte. Sie nahm ein Mäntelchen und trat auf die Terrasse.

Der kleine Pavillon lag einige Minuten entfernt im Park. Ein hübsches kleines Theehäuschen mit spitzem chinesischem Dach, ein gerader, von Hecken eingegrenzter Weg führte dahin; ein kleiner Rosengarten umgab das Häuschen. Vorsichtig trat die Prinzessin ein. Ihr Herz pochte; es kam ihr vor, als gehe sie auf schmalen Wegen.

„Vieher Gott,“ bat sie, „hül mir aus dieser Not.“

Das Häuschen war noch leer.

Die Prinzessin sank auf einen Stuhl und wartete.

Von der Stadt herüber schlug es zehn Uhr, da erschienen die dunkeln Umrisse einer Männergestalt in der Thür. Es war so finster, daß sie nur schattenhaft sichtbar wurden. Zitternd erhob sich die Fürstin.

„Sagen Sie rasch, Herr von Holm, womit ich Ihnen helfen kann, verlieren Sie keine Minute, mir brennt der Boden unter den Füßen!“ rief sie ihm mit vor Erregung bebender, unterdrückter Stimme entgegen. „Welch eine Thorheit haben Sie begangen! Wann habe ich Ihnen je Erlaubnis oder ein Recht gegeben, eine solche Sprache zu führen, ja nur solche Gedanken zu fassen?! — Unglücklicher, sehen Sie denn nicht, daß Sie mein Lebensglück und das Ihrige zerstört haben? O mein Gott! Endlich — endlich — hoffte ich das Herz meines Gemahls zu besitzen! Nun ist alles verloren!“ — sie konnte vor leisem Schluchzen nicht weiterprechen. Da legte sich plötzlich sein Arm um sie und zog sie fest an sich; sie wollte aufschreien, aber sie verstummte, denn die Stimme des Fürsten klang in tiefer Bewegung vor ihrem Ohr: „Abelaide, mein Weib!“ und er preßte die schlanke Gestalt leidenschaftlich in seine Arme.

„Vergeben Sie mir!“ flüsterte er, ihr Gesicht mit Küffen bedeckend, „ich mußte Gewissheit haben!“

„Und der Brief?“ stammelte sie, noch ganz verwirrt.

„Ward in meiner Gegenwart in meinem Zimmer geschrieben,“ gestand er.

Arm in Arm gingen die beiden durch die schweigende Herbstnacht dem Waldschlößchen wieder zu.

Als sie auf dem Muschelsöfa im kleinen Gelben Salon saßen, ergriff er noch einmal ihre beiden Hände und blickte flehend zu ihr hinüber.

„Noch einmal, Abelaide, an dieser Stelle, vergeihen Sie mir alles!“

„Alles!“ sagte sie und sah mit ihren sanften dunkeln Augen lächelnd zu ihm auf; „aber eine Bitte noch: Seien Sie nicht zu hart mit dem armen Holm!“

„Sie sollen keine Strafe bestimmen,“ erwiderte er und küßte die schlanken, weißen Hände.

Die kleinen gemalten Liebesgötter an der Wand lächelten, und ein leichter Nachtwind strich mit leisem Seufzen durch die Bäume des Waldes.

Ursachen und Heilung der Schlaflosigkeit.

Von

Dr. Kreutshmar.

Unter den Leidenszuständen, welche weniger durch die Intensität des augenblicklich gefühlten Schmerzes als durch ihre Dauer auf Geist und Körper zerrütend wirken, ist Schlaflosigkeit derjenige, welcher am peinlichsten empfunden wird und das Nervensystem oft auf das schwerste schädigt. Wenn ein sonst gesunder Mensch in mittleren Lebensjahren infolge eines Diätfehlers oder einer sonstigen vorübergehenden Störung einmal eine schlaflose Nacht durchkosten muß, so wäre es freilich lächerlich, davon ein Aufheben machen zu wollen; denn die Natur holt das heute Versäumte morgen reichlich nach. Wenn aber bei jemand, der in angestrengter Tagesarbeit steht, die zur Erholung notwendige Nachtruhe sich mit Beharrlichkeit nicht einstellen will, so ist das stets sehr bedenklich und auch in jenen Lebensjahren, von denen

Goethe sagt: „Langer Schlaf verleiht dem Greise kurzen Wachens rasches Thun“, ist andauernde Schlaflosigkeit stets geeignet, jeden noch vorhandenen Rest von Lebensfreudigkeit zu zerstören. Denn der Schlaf ist jener eigenartige, noch lange nicht genügend durchforschte Stillstand unsers psychischen Lebens, während dessen nicht nur das Nervensystem, sondern auch alle andern Organe des Körpers mehr oder weniger vollständig ausrasten, um zu neuer Arbeit geeignet zu werden. Aus diesem Grunde ist der Schlaf auch die wichtigste Voraussetzung der Wiedergenesung nach langen und fieberhaften Krankheiten, und mit Recht ist gewöhnlich die erste Frage des an das Bett eines solchen Kranken herantretenden Arztes: „Wie haben Sie heute nacht geschlafen?“

Es wird auch ohne wissenschaftliche Beweisführung einem jeden ohne weiteres klar sein, daß Schlaflosigkeit an sich nicht eine ursprüngliche Krankheit wie Typhus, Zuckerkrankheit und so weiter, sondern stets nur der bedauerliche Folgezustand eines andern Leidens ist, ebenso wie Kopfschmerz, der häufig ein Begleiter der Schlaflosigkeit ist und aus ähnlichen Ursachen wie diese entspringt, in den weitaus meisten Fällen das nach außen hervortretende Symptom eines innerlichen Krankheitszustandes ist. Solange aber die Ursache des Leidens nicht behoben ist, kann an eine dauernde Heilung nicht gedacht werden, und die Anwendung der zahlreichen Schlafmittel, mit welchen die moderne Chemie die Heilkunde beschenkt hat und deren wohlthätige Wirkung im gegebenen Falle durchaus nicht in Abrede gestellt werden soll, wird immer nur vorübergehende Erleichterung verschaffen. Außerdem gewöhnt sich der menschliche Körper in kurzer Zeit an das Medikament in der Weise, daß der Arzt gezwungen ist, zu einem andern Schlafmittel zu greifen oder die Dosen des bisherigen zu einer Höhe zu steigern, welche keineswegs mehr ungefährlich für den Patienten ist und bei anhaltendem Gebrauch und vollends bei dem häufigen Mißbrauch denselben mit körperlichem und geistigem Verfall bedroht.

Wer an Schlaflosigkeit leidet, darf daher sein Heil keineswegs von Morphinum, Opium, Antiphrin, Chloralhydrat, Bromkalium und dem ganzen andern Heere narkotischer Stoffe erwarten, welche vorübergehend oft die größte Annehmlichkeit verschaffen, aber keinen bleibenden Erfolg haben, sondern möge vor allem den mannigfachen Grundursachen, welche teils in der Konstitution, teils in der Lebensweise liegen, nachspüren. Wenn man das Leiden dergestalt an der Wurzel angreift und sich überdies des nicht unbedeutenden Schatzes harmloser Schlafmittel mit richtiger Anpassung an die Individualität des Leidenden bedient, läßt sich mancher überraschende Erfolg erzielen, welcher dem Kranken zum dauernden Vorteil gereicht.

Kein menschlicher Körperteil wird in so reichlichem Maße mit stets frisch sich erneuerndem Blute versorgt, wie die Kopfregion und speziell das Gehirn; jeder Herzschlag wirft eine neue Blutwelle, welche mit Sauerstoff reich beladen ist, durch die kurzen und weiten Blutgefäße des Halses nach dem Gehirn, und in und an den Zellen desselben spielen sich ununterbrochen die Oxydationsvorgänge der organischen Materie ab, welche das Charakteristische des animalischen Lebens sind. Diese Oxydation, welche während des Wachens mit größter Lebhaftigkeit vor sich geht, und welche nichts andres ist als eine langsame Verbrennung ohne Flamme, erzeugt Wärme ebenso wie jede Verbrennung unter Lichterscheinungen und hat mit letzterer auch das gemeinsame, daß sie wie jene auch Verbrennungsprodukte, Asche und Schlacken liefert, das heißt Zersetzungsstoffe, welche durch Vermittlung des Lymphstromes fortgeschafft und schließlich auf den bekannten Wegen, besonders durch Haut und Nieren aus dem Körper ausgeschieden werden. Im wachen Zustande, während Herz und Blutgefäße in voller Thätigkeit sind, vollzieht sich nun die Lymphbewegung sehr unregelmäßig, die Zersetzungsprodukte werden aus dem Gehirn nicht in dem Maße fortgeschafft, wie sie ununterbrochen entstehen; sie häufen sich im Verlaufe der Tagesarbeit an, und da sie den Sauerstoff ihrer Umgebung begierig an sich reißen, kommt früher oder später, namentlich wenn die Willensenergie, wach zu bleiben, nicht mehr angespannt wird, der Augenblick, wo sie dem Blute so viel Sauerstoff entziehen, daß der in ihm verbleibende Rest nicht mehr zur Aufrechterhaltung des Bewußtseins ausreicht — der Mensch schläft ein. Die Herzthätigkeit sinkt um ein bedeutendes, und nun gewinnt im ganzen Körper, namentlich aber in dem vorher mit Blut überfüllten Gehirn, das Lymphsystem den nötigen Spielraum, um seine Reinigungs- und Regenerationsarbeit zu vollziehen.

Nach dieser zuerst von Preyer aufgestellten und jetzt allgemein anerkannten Theorie ist es leicht einzusehen, daß der Schlaf sich nicht einstellen kann, solange dem Gehirn zu viel Blut und damit zu viel Sauerstoff zugeführt wird. Solcher Fälle giebt es aber eine große Zahl. Kummer und Freude, Sorge und Erwartung sind Gemütsregungen, welche das

Herz nicht zur Ruhe kommen lassen' und, wie jeder weiß, schlaflose Nächte bereiten können. Dies sind nun freilich Faktoren, welche der Arzt nur wenig beeinflussen kann und deren Ueberwindung davon vorzüglich abhängt, wie weit der einzelne sich selbst in der Gewalt hat. In andern Fällen aber ist die Blutüberfüllung leicht zu vermeiden. Der Genuß aufregender Getränke, wie Thee und Kaffee, in den Abendstunden, das übermäßige Rauchen, namentlich schwerer Zigarren, verschleucht den Schlaf, weil das Herz zu immer neuer Arbeit dadurch angespannt wird. Das Gleiche tritt ein, wenn entweder konzentrierte alkoholische Getränke, welche aufregende Substanzen enthalten, wie namentlich fast alle feinen Viqueurs und jungen Weine, um die Zeit des Schlafengehens getrunken werden, und selbst das Bier, welches, mit Maß getrunken, oft schlafbefördernd wirkt, beeinträchtigt den Schlaf, wenn es in Mengen konsumiert wird, welche den Säftekreislauf und mit ihm das Herz übermäßig belasten und letzteres nicht zur Ruhe kommen lassen. Es ist ferner allgemein bekannt, daß späte Abendmahlzeiten, besonders wenn die Menge des Genossenen sehr groß ist oder die Speisen an sich schwer verdaulich sind, den Eintritt des Schlafes verhindern, weil die Herzthätigkeit durch die Verdauung in zu hohem Maße in Anspruch genommen wird. In allen diesen Fällen wird sich jeder nach aufrichtiger Prüfung seiner Lebensweise selber sagen können, was er zu thun oder zu unterlassen hat.

Verwickelter liegen die Verhältnisse, wenn durch geistige Ueberanstrengung, durch Gewohnheiten, welche das Nervensystem übermäßig abnutzen, oder endlich infolge angeborener nervöser Veranlagung die Schlaflosigkeit als Teilerscheinung der jetzt so weitverbreiteten Neurasthenie auftritt. Ein Student, der Nacht für Nacht bis in die frühen Morgenstunden, über die Bücher gebeugt, sich der Vorbereitung für ein schwieriges Examen widmet, ein in der Brandung des öffentlichen Lebens stehender Parlamentarier oder politischer Beamter, ein Vorkämpfer oder ein Großkaufmann, der mit gespannter Aufmerksamkeit waghalsige Geschäftsunternehmungen verfolgt, deren Gelingen ihm Millionen in den Schoß wirft und deren Fehlschlagen ihn vielleicht zum Bettler macht, ein Künstler oder Gelehrter, der seine Schaffenskraft übermäßig in Anspruch nimmt, ein vom Publikum verhätschelter Schauspieler, der nach den Triumpfen auf den Brettern seine Nächte vergeudet, eine Weltkame, welche von Vergnügen zu Vergnügen eilt, — sie alle überreizen und mißhandeln ihre Nerven in so hohem Grade, daß diese auch zur Nachtzeit sich nicht mehr beruhigen können und auf den geringsten Anstoß, der einen gesunden Menschen wenig belästigt, mit stürmischer Aufregung antworten. Das einzige zuverlässige Heilmittel in solchen Fällen ist das gänzliche Ausspannen aus der bisherigen Thätigkeit. Nur durch langwöchige Ruhe, am besten auf dem Lande oder im Waldgebirge oder an einer milden Seelüste, ist eine gründliche Regeneration der Nerven möglich, mit deren Befriedigung sich auch von selbst der natürliche Schlaf wieder einstellt. Der Entschluß, sich aus der gewohnten Thätigkeit und Lebensweise loszureißen, mag freilich meistens nicht leicht sein; in schweren Fällen bleibt aber dem Leidenden nur die Wahl, entweder dies zu thun oder binnen kurzem um so hilfloser zusammenzubringen und vielleicht dauernd geschädigt zu werden.

Im Gegensatz zur Schlaflosigkeit aus Blutüberfüllung und Ueberreizung steht jene, welche durch Blutmangel und Blutschwäche verursacht wird. Derartige Personen, welche sich in allen Lebensaltern finden, zu denen aber namentlich bleichsüchtige junge Mädchen und die Frauenwelt überhaupt ein großes Kontingent stellen, haben nach einem meistens in Unlust oder Unthätigkeit verbrachten Tage nicht die nötige Menge Ermüdungsstoffe aufgespeichert, um zu einem ausgiebigen Schlaf zu kommen. Im Gegenteil fangen Herz und Gehirn erst gegen Abend an, reger zu arbeiten. Der Mensch, welcher den Vormittag bis in den späten Nachmittag hinein in einem unangenehmen Zustande der Schlaflosigkeit verbracht hat, tauft sozusagen erst gegen Abend auf; die Stunde des Schlafengehens wird infolgedessen immer weiter hinausgeschoben; dann folgt ein unruhiger und leichter Schlaf, welcher sich erst um die Zeit gehörig vertieft, wenn gesunde Menschen an ihr Tagewerk gehen; in mißverständlicher Auslegung dieses Schlafbedürfnisses als schlechte Angewohnheit oder unter dem Zwange der Umstände wird der Schlafende geweckt und zum Aufstehen gezwungen, und der verdrießliche Tageslauf beginnt aufs neue. An den hier geschilderten Fall, welcher nur ein einzelner aus der langen Reihe jener ist, welche durch mangelnde Ernährung verursacht werden, reißen sich diejenigen an, bei welchen aus Not oder falsch verstandener Sparsamkeit, oder aus Furcht vor dem Verdorren der Körper nicht genügend ernährt wird; auch Damen, welche sich dem lästigen Zwange des Unterleibsorgane zusammenpressenden Schnürrieders von früh bis Abend unterwerfen, essen und trinken sich fast

niemals in dem einem normalen Menschen zukommenden Maße satt und vermehren in der Regel früher oder später das Heer der Schlaflosen. Auch hier ist der Weg zur Heilung nicht schwer zu finden; reichliche Ernährung, eine die Blutbildung befördernde Diät und, wenn nötig, die Verabreichung der jetzt um billiges Geld erhältlichen, ganz vorzüglich peptonisierten Blutpräparate führen in der Regel zum erwünschten Ziele.

Häufig entziehen sich die Ursachen der Schlaflosigkeit der genaueren Ergründung. Morpheus ist ein launischer Gott, und während der eine trotz aller denklichen hygienischen Vorstöße acht bis neun Stunden lang in tiefstem, bewußtlosem, durch keinen Traum gestörtem Schlaf liegt, zählt ein anderer, der aufs korrekteste lebt, den Schlag der Viertelstunden und ist froh, wenn er eine vielfach unterbrochene Ruhe von wenigen Stunden findet. Da kommt es denn darauf an, alles fernzuhalten, was im Stande ist, den leichten Schlaf zu unterbrechen. Selbstverständlich darf man sich, wenn man gegen Geräusche empfindlich ist, das Schlafzimmer nicht an einer Straße wählen, auf welcher selbst mitten in der Nacht der Lärm kein Ende nimmt, und man geht in unsern geräuschvollen Großstädten zweckmäßigerweise erst dann zu Bett, wenn im Hause Ruhe eingetreten und das Herumgehen und Thürhinzuschlagen zu Ende ist. Wer besonders reizbare Augenerven besitzt, verdunkle sein Schlafzimmer, besonders zur Zeit des Vollmondes, dessen Licht auf sensible Naturen entschieden aufregend wirkt. Wer hingegen an die Benutzung einer Nachtlampe gewöhnt ist, folge trotz aller Einreden dieser Gewohnung, deren Abstellung ihm eine schlaflose Nacht eintragen würde.

Auch das Einschlafen ist vielfach Sache der Gewohnung. Fast jeder kann täglich an sich selbst die Erfahrung machen, daß man zu einer gewissen Abendstunde regelmäßig das Bedürfnis nach Nachtruhe empfindet. Ueberwindet man diese oft nur eine Viertelstunde andauernde Zeitspanne der Müdigkeit, welche sich bei jedem regelmäßig lebenden Menschen mit großer Pünktlichkeit einzustellen pflegt, so ist es gewöhnlich auf lange mit dem Schlaf vorbei, und man thut daher nur gut, der mahnenden Natur zur rechten Zeit zu folgen. Viele Menschen sind von vornherein fest überzeugt, daß sie die erste Nacht an einem fremden Orte oder in einem fremden Bette oder überhaupt in der herannahenden Nacht nicht schlafen werden; sie suggestionieren sich selbst die Schlaflosigkeit. Es ist aber auch der umgekehrte Vorgang möglich, daß man sich selber einredet, wie gut man schlafen werde, und im Vorgefühl der Süßigkeit der Nachtruhe wirklich unter Lebensentzückung schlummert, und wo dies nicht möglich ist, kann die Umgebung eines Leidenden viel dazu thun, in ihm das Vertrauen auf einen guten Schlaf in der kommenden Nacht zu erwecken. Wo es sich um unbestimmte Schmerzgefühle oder Reizzustände der Haut handelt, leisten langausgedehnte, laue Bäder vor dem Schlafengehen oft ganz Außerordentliches; in andern Fällen ist sanftes Streichen und Klopfen der Haut, ein ins Gesicht gelegtes feuchtes Tuch, das Offenlassen eines Fensters und so weiter von gutem Erfolge begleitet. Mit letzterem Versuche heißt es aber wegen der Gefahr eines Rheumatismus oder einer schweren Erkältung recht vorsichtig sein.

Es ist ein gänzlich unbegründetes Vorurteil, daß derjenige, welcher an nächtlicher Schlaflosigkeit leidet, sich, um sich für den Abend gehörig zu ermüden, den Nachmittagschlaf entziehen müsse. Das Bedürfnis nach einem kurzen Nachmittagschlaf sollte, wo es irgend möglich, nicht unterdrückt werden. Denn wer sich gewaltsam den Nachmittagschlaf entzieht, wird häufig infolge von Uebermüdung dann abends erst recht nicht schlafen. Das absichtliche „Sichmüdemachen“ ist nur bei jungen kräftigen Leuten, welche aus purer Bequemlichkeit gehäut sind, und in der Form weiter Spaziergänge bei Stubensitzern, Bureau-Arbeitern und allen jenen Leuten zu empfehlen, welche vermöge ihrer sitzenden Beschäftigung an Störung der Säfte leiden, welche durch körperliche Anstrengung allerdings auf das einfachste in Bewegung gesetzt werden.

Geradezu gewissenlos aber ist es, einen Neurastheniker, wie es leider vielfach geschieht, auf die Berge zu heben und zu stundenlangen Dauermärschen zu zwingen. Die Nerven desselben brauchen vor allem Schonung, und wenn sie sich durch ausgiebige körperliche Ruhe genügend gekräftigt haben, macht sich das Bedürfnis nach Bewegung von selber geltend, während erzwungene Bewegung und körperliche Anstrengung die Schlaflosigkeit und Schlaflosigkeit der bedauernswerten Kranken bedeutend erhöht. Von der Wichtigkeit dieser viel zu wenig bekannten Tatsache kann man sich sehr einfach durch Beobachtung der Wirkung des Turnens auf Kinder und Erwachsene überzeugen. Der Turnalmensch trägt aus einer fleißig verturnten Stunde eine angenehme Müdigkeit nach Hause, welche ihm einen noch tieferen und gesünderen Schlaf verschafft als gewöhnlich; dem Nervösen hingegen, welchem nach leidiger Schablone dieselben Leistungen abver-

langt werden wie dem Nervestarken, thun alle Glieder weh, und er verbringt unter Muskelschmerzen und Fiebererscheinungen eine schlaflose Nacht.

Eine Kritik oder Empfehlung der zahllosen Schlafmittel, von denen immer neue auf den Markt gebracht werden, kann nicht die Aufgabe einer gemeinverständlichen Darstellung sein. Wir beschränken uns daher auf folgendes:

Die wirksamsten unter ihnen sind, wie bekannt, die Pflanzenalkaloide wie Opium, Codein, Morphin, Haschisch und so weiter. Sie sind aber auch die allergefährlichsten. Das Beispiel zahlloser Aerzte, welche trotz ihrer Kenntnis von den schauerlichen Folgen nicht willensstark genug waren, um der Verlockung zu widerstehen, beweist, daß diese Medikamente nur bei steter fachkundiger Aufsicht zu brauchen sind, unter welcher sie aber auch andererseits wieder oft geradezu rettend wirken können, besonders wenn es sich um schwere fieberhafte oder Gehirnkrankheiten handelt, bei welchen der schlaflose Kranke in Gefahr ist, durch Aufregung seine Lebenskraft zu erschöpfen.

Weniger gefährlich sind zwar Antiphrin, Migränin und alle die andern „ine“; indes mahnen die Vergiftungsfälle, welche bei anhaltendem Gebrauche eines jeden dieser Mittel beobachtet worden sind, von ihrer unterschiedslosen Anwendung bei Schlaflosigkeit ab. Einen erheblichen Fortschritt gegen früher bedeuten jedoch diejenigen unter ihnen, welche Milchsäure enthalten und erst in neuester Zeit in Gebrauch gekommen sind. Die Milchsäure ist einer jener Ermüdungsstoffe, welche, wie oben bei Besprechung der Preyer'schen Theorie erwähnt wurde, sich im arbeitenden Körper bilden und den Uebergang in Schlaf herbeiführen. Es lag daher nahe, die bekannten modernen, chemisch hergestellten Schlafmittel mit Milchsäure zu neuen Verbindungen zu paaren, und erweisen sich die dergestalt gewonnenen Verbindungen in der That mindestens ebenso leistungsfähig, aber als weniger gefährlich als die früheren. Daß die Milchsäure schlafmachende Wirkungen besitzt, war übrigens schon lange bekannt. Denn eine tüchtige Schüssel saurer Milch gilt vielfach seit alten Zeiten als gutes Schlafmittel.

Von diesem letzteren Gesichtspunkte aus verdienen die unter Benutzung der Milchsäuregärung aus Gerstenmalz hergestellten Maltomweine besondere Beachtung als Abendtrunk für Schlaflose, da sie die bekannte schlafmachende Wirkung der malzreichen bayerischen Biere mit jener der Milchsäure verbinden und von den aufregenden zusammengesetzten Aetherölen und der Schwefelsäure frei sind, welche die aus Spanien und Italien kommenden Südwine oft für den Gebrauch bei Schlaflosen untauglich machen.

Wenn man das medizinische Rüstzeug gegen Schlaflosigkeit überblickt, so kann man nur sagen: „Eines schadet sich nicht für alle.“ Nirgends ist es mehr als hier geboten, die Eigenart des einzelnen Leidenden zu berücksichtigen; nirgendwo anders kann man aber auch mit den einfachsten, jedem zugänglichen Mitteln mehr ausrichten. Nur zur Verzeihung an seiner Heilung hat kein Schlafloser Grund.

Abendspaziergang einer Konsulin.

(Bild S. 657.)

Unser Bild verlegt uns an einen der zahlreichen Seen in der Umgebung von Tunis. In friedlicher Abendstunde ergeht sich hier still sinnend die Gattin eines europäischen Konsuls. Die Annehmlichkeit einer Gesellschaft ihr Gleichstehender, mit denen sie auf einem derartigen Spaziergange des traulichen Geplauders pflegen könnte, ist ihr in diesen außerordentlich der abendlichen Kultur gelegenen Gebieten versagt. Um so mehr umgibt sie sich mit zahlreicher Dienerschaft, deren sie bedarf, um die Würde ihres Standes zu wahren und zu vertreten. Je mehr Gefolge, desto vornehmer die Erscheinung! Außer der sudanesischen Kindswärterin, die das Töchterchen der Dame an der Hand führt, folgen ihr noch eine zweite sudanesishe Sklavine und eine Araberin auf dem Fuße, während in etwas größerer Entfernung die beiden unentbehrlichen Kamassen darauf zu achten haben, daß die Gattin von jeder unliebsamen Begegnung verschont bleibt. In den Händen der Dienerinnen sehen wir Teppiche, ein Tischchen und ähnliche Dinge, die mitgenommen wurden, damit an irgendwelchem von der Herrin auszuwählenden schönen Punkte der kleinen Umgegend, den die erste Negerin in verdeckter Schüssel trägt, behaglich verzehrt werden könne. Ueber der Landschaft, die der unmittelbaren Umgebung von Tunis entnommen ist, lagert eine jener hellen Zwielfichtstimmungen, die man in Afrika täglich kurz nach Sonnenuntergang, oder richtiger nach, während desselben, wahrzunehmen pflegt. Um diese Zeit herrscht die kühlste, angenehmste Temperatur des ganzen Tages, und sie eignet sich daher mehr als irgend eine andere Stunde dazu, frische Luft zu schöpfen. Das Behagen, das dieser Naturgenuss hervorruft, liegt über dem Bilde in anmutender Weise ausgebreitet.

Sinnspruch.

Es ist schwer, zu sagen, was Liebe ist. Nur dies weiß man von ihr: in der Seele ist sie Leidenschaft zu herrschen, im Verstande Sympathie, im Körper ein verklärter, geheimnisvoller Drang, zu besitzen, was man liebt.

Kocher-Soufflet.

Der Rekognoscierungsriff.

Erzählung aus dem Militärleben

von

Otto Behrend.

Mit Illustrationen von Adolf Walz.

(Schluß.)

In der auf einer sanften Anhöhe gelegenen Griesgower Mühle angekommen, hieß der Lieutenant seine Ordonnanz die Pferde in den Stall ziehen, die Zäumung herausnehmen und etwas Heu aufstecken. „Lassen Sie sich dann auch zu frühstücken geben, Prebel, und um elf Uhr zum Abreiten parat.“

Hierauf betrat er nach einem Blick auf die ragenben Mühlenflügel, die breitarmig unter hartgefrorener Schneekruste in die dunstige Winterluft starrten, das Gebäude selbst.



„I du meine Güte, der Herr Lieutenant!“

„I du meine Güte, der Herr Lieutenant, wo kommen Sie denn her?“ rief die alte Müllerin, die ihm in der Thür entgegenwandelte und sich die Hände an der sauberen blauen Schürze wischte.

„Ja, ich bin's, Mutter Klausen, wahr und wahrhaftig bin ich's.“ Er bot ihr mit kräftigem Drude die Hand. „Aber wissen Sie — es giebt Krieg.“

„Krieg — wa-a-as?“

„Ja,“ versicherte der Offizier geheimnisvoll, „und ich soll sämtlichen Bauern in der ganzen Gegend auftragen, alle Hasen wegzufangen, damit uns keiner unter die Pferde kommt und sie scheu macht.“

„Ach, gehen Sie, Herr Lieutenant, Sie scherzen man bloß immer — ne, so was!“

„Ne, immer scherz' ich nicht, und nu schon gar nicht, daß Sie mir eine gute Suppe oder eine Tasse Bouillon bringen sollen und was zu beißen dazu, Eier, Schinken oder so was aus der Gegend. Habe diesen Morgen nur warmes Wasser getrunken.“

„Ne so was.“

„Geniestreich von meinem Burischen.“

„Ne so was — da muß ich doch gleich — aber wenn Herr Lieutenant vielleicht Wellfleisch mögen, wir haben heute früh ein Schwein geschlachtet.“

„Famos, Wellfleisch — das Schwein soll leben, das konnte nicht günstiger das Zeitliche segnen.“

„Aber nu kommen Sie man rein in die Stube, Herr Lieutenant, Sie müssen doch ganz stocksteif gefroren sein; es ist geheizt drinnen, denn — ja, was ich sagen wollte, die Mädchen sind da, die beiden von meinem Bruder in Berlin, sie sind zum Fest da, und Sie kennen sie doch noch: vor fünf Jahren waren sie

im Sommer da, da waren sie aber noch man ganz unentwickelt, und jetzt ist die Hedwig schon siebzehn und die Marie sechzehn, ne, wie so was sich herausmacht; und das ist 'ne große Freude für uns alte Leute, sie mal wieder hier zu haben.“

Mit diesen Worten führte sie den Offizier in die wohlgeheizte Stube und nötigte ihn, nachdem er seinen Mantel abgestreift und auf einen Stuhl geworfen hatte, im rothhaarbezogenen Sofa Platz zu nehmen.

„Richtig, Frau Klausen, die Mädchen. Fall'n mir wieder ein, ich war damals noch Jährlich, und die kleinen Hemdschlippen sind nu all' angehende Damen — na, schicken Sie die Dinger mal rin — au!“

„Was ist denn?“

„Hab' mich auf 'ne Nadel gesetzt — hier — fort mit Schaden — natürlich Begrüßung von den Mädchen. Aber nu lassen Sie die Nichten mal antreten.“

„Ne so was. Ich sag' ja immer, sie sollen keine Nadeln stecken lassen, aber so sind die Frauenzimmer. Nichts für ungut, Herr Lieutenant. Passieren Sie nur einen Augenblick, ich will gleich das Essen zurechtmachen.“

Geschäftig trippelte die Alte hinaus, Blankenebe lehnte sich, ein Bein über das andre schlagend, im Sofa zurück und zwirbelte sein Schnurrbartchen zwischen den Fingern. Der große grüne Kachelofen strahlte eine selige Wärme aus, die auch den drei Kaiserin, die in glänzendem Velour von der Wand schauten, nicht übel zu gefallen schien; Tif-taf — Tif-taf ging's im hohen Rasten der alttümlichen Wanduhr — auf dem mobilen Klavier lag eine angefangene Häßlei. Der Lieutenant holte sie mit seinem Säbel vorsichtig herüber — soll ein Hemdentoller werden, ich verstehe das, bin Tiermaler — er hielt sich das Ding breit vors Gesicht und versank in Nachdenken. Nach einer Weile legte er die Häßlei auf den Tisch und sah durchs Fenster, dessen Scheiben noch zum Teil beschlagen waren, in die Schneelandschaft hinaus. Doppelt behaglich erschien ihm sein jetziger Aufenthalt gegen die grimmige Kälte, die alles draußen atmete.

Er piff halbblaut vor sich hin: „Im Krug zum grünen Kranze.“

Da klopfte es.

„Herrrrrein!“

Im Rahmen der Thür, die Frau Klausen halb öffnete, erschien mit einem Präsentierbrett, auf dem es aus weißem Geschirr vielverheißend dampfte, ein junges, adrett gekleidetes Fräulein.

„Richt' euch!“ rief der Lieutenant und sprang vom Sofa in die Höhe.

Die Eintretende blickte auf das Brett nieder, doch konnte der Offizier wohl bemerken, daß ein Rötheln ihr leicht erröthendes Gesicht überzog.

„Das ist die Hedwig,“ sprach Mutter Klausen.

„Siebzehn Jahre,“ fügte Blankenebe sich verneigend hinzu, „in dem wonnigen Alter kann man noch davon sprechen.“

„Bardon,“ sagte er, als das Mädchen, um das Tisch-tuch ausbreiten zu können, die Häßlei



Im Rahmen der Thür erschien mit einem Präsentierbrett ein junges, adrett gekleidetes Fräulein.

wieder aufs Klavier hinüberlegte, was ohne Ziererei geschah, „habe mir freventlich erlaubt, Inspektion zu halten.“

„Ihr Mädchen müßt doch immer was herumliegen haben,“ schalt Mutter Klausen gutmüthig.

„Aber, Tante, wir konnten doch nicht wissen, daß heute jemand käme.“

„Stimmt, Fräulein Hedwig, immer das gute Recht verteidigen,“ unterstützte Blankenebe sie, indem er sich

zugleich beim Decken des Tisches nützlich machte, wobei er es nicht unterließ, das schlante Mädchen zu betrachten. Wirklich eine ganz nette kleine Pflanze, hübsche, feste Augen, die den feinen bisweilen begnügten, und gar nicht bäuerlich die Figur. Sie wechselten einige Worte von Wiedererkennen, über Berlin und die gute Tante dabei; die Nichte stand ganz flott Rede.

Dann setzte sich der Offizier wieder aufs Sofa und ergriff den Löffel.

„Bleib nur hier, Hedwig,“ sprach die Tante, als das junge Mädchen sich mit ihr entfernen wollte, „und leist dem Herrn Lieutenant Gesellschaft; paß auch auf, wenn er noch was wünscht, ich nehm' das Theebrett schon mit — du brauchst mir draußen nicht zu helfen, ich werd' schon allein fertig. Die Marie werd' ich auch gleich schicken.“

Als die gute alte Tante verschwunden war, wurde das Mäd-



Das Hündchen sah nun da, die Vorderpfoten bittend erhoben.

chen augenscheinlich etwas freier; sie setzte sich auf den Stuhl ans Klavier und nahm ihre Häßlei vor, während sich der Gast mit Appetit ans Essen machte.

Bald war auch eine muntere Unterhaltung im Gange; die Kleine war nicht auf den Mund gefallen und wußte den scherzhaften Ton, in dem Blankenebe sich gern gefiel, frisch aufzunehmen.

Wieder öffnete sich die Thür — aha, die Marie, dachte der Offizier — aber zunächst kam nur ein junges, kurzhaariges, schwarzes Hündchen mit weißem Brustfleck in die Stube gelaufen. Doch mit den Worten: „Flint — wo bist du — Flint?“ folgte dann wirklich die Marie, die durch Inszenierung des Hundebellens ihrer Verlegenheit beim ersten Auftreten zu Hilfe kommen wollte.

Sie hatte auch bald ihr Hündchen erhascht und stand nun da, rot im Gesicht, das Tierchen auf dem Arm, ein pausbäckiges, dralles Ding mit neugierig-schelmischen Augen; die braunen Zöpfe hingen bis zum Gürtel.

Blankenebe sah sie an und lachte ihr vergnügt entgegen — da lachte sie auch.

Sie verriet weit mehr noch ihre naive ländliche Abstammung als die ältere Schwester, die schon städtischer angehaucht war und die wohlgebildete junge Dame hervorkehrte, wenn es auch zu ihrem Vorteil nicht zu verkennen war, daß sie die gesunde Natürlichkeit noch keineswegs abgestreift hatte.

„Also, Fräulein Marie —“

„Siebzehn Jahre,“ fiel die Schwester ein, die sich dem Tone des Lieutenants schon trefflich accommodiert hatte.

„Was haben Sie denn da für ein Lebewesen — darf ich den Ami mal näher betrachten?“

„Er heißt Flint, Herr Lieutenant.“

„Mit Spreewasser jetoost?“

„Nein, ich hab' ihn hier erst geschenkt bekommen.“

„Na, denn lassen Sie ihn mal frei — so — Flint, komm hier — hierher, Flint.“

Das Hündchen kam heran, Blankenebe nahm es hoch und setzte es auf die Sofalehne. „Flint, nun sieh mich mal an — hübsche Augen hast du, Kluge, und ein nettes Köpfchen — so vom Rattler — aber die Vorderbeine — echter Dadel — und der Korpus — unverfälschter Spitz — und der Schwanz — zwei, ne dreimal geringelt — der reene Wops — echt bist du nicht — aber, heiliger Himmel, hast du scharfe Zähne — meine arme Hand.“

„Bravo, Flint,“ rief Hedwig, „laß dich nicht schlecht machen.“

„Das liegt mir auf Ehre und Gewissen auch ganz fern, Fräulein Marie, ich schwärme sogar fürs Vielseitige — und wirklich ein reizender Kerl. Ne, sieh doch einer an.“

Das Hündchen war vom Sofa gesprungen und sah nun da am Tische, die Vorderpfoten bittend erhoben. Blankenede reichte ihm einige Stückchen Fleisch, die es, ohne seine Stellung zu ändern, verzehrte, und es dann selbst langsam weiter.

Marie trug sich einen Stuhl zum Klavier und setzte sich neben die Schwester; halb von ihr gedeckt, sah sie zu dem Offizier hinüber.

Dieser ließ das Gespräch nicht stocken, während er zu Ende aß, und im Schutze Hedwigs wußte ihm auch Marie zu seinem größten Vergnügen gar artig, gleich dieser, mit Entgegnungen auf seine munteren, oft neckischen Reden zu dienen.

„Nun servieren wir ab,“ sprach er endlich und setzte das Geschirr zusammen, wobei ihm die Mädchen sogleich zu Hilfe kamen, „und, Fräulein Hedwig, Sie sind doch die hohe Bevollmächtigte der Tante, möchten Sie die liebenswürdige Güte haben, mir noch ein Gläschen — mit Erlaubnis zu sagen — Grog zu bringen, aber von oben, wenn ich bitten darf.“

„Von oben? Kenne ich nicht; was heißt das?“
„Nu — sonst kommt unten ein Finger breit Rum rein und oben druf ne Wasserfäule von Kirchturnsjüte. Drehn Sie also die Feschichte um, und der Kirchturn Rum oben druf.“

„Soll geschehen,“ sprach das Fräulein, so ein ganz wenig Spitzbüdigkeit im Gesicht, und nahm das Präsentierbrett, mit dem sie sich entfernte.

„Halt, hier geblieben, Nichte Mariechen!“ rief Blankenede der jüngeren Schwester zu, die gleichfalls mit entweichen wollte, „Ihnen spiele ich mittlerweile was auf'm Klavier vor.“

Und er machte sich sogleich ans Werk und exekutierte der Kleinen, die sich schließlich ganz zutraulich an seinen Stuhl lehnte, die schöne Ballade, wie das eine Kamel aus Westen kommt die Tonleiter hinauf, das andere aus Osten die Tonleiter herunter, wie sie sich an der Oase treffen — bum! — bum! — ihren Durst löschen im langen Triller und sich dann wieder Tonleiter rechts, Tonleiter links entfernen, und wie im verhallenden Schlußaccorde aufs neue die Stille der Wüste eintritt.

„Hier ist der Grog, Herr Lieutenant,“ kam gerade Hedwig in die Wüstenstille zurück, „ich glaube, er wird recht sein.“

Sie stellte ihn aufs Klavier und beobachtete dann mit lauernder Miene, wie der Offizier probierte.

„Stimmt, rein Jamaica,“ sagte



Im lustigen Wirbel schwenkte Blankenede das Mädchen im Kreise.

der ganz gelassen, „Pumpe ganz injefroren — hat keinen Tropfen Wasser jegeben. Ich danke Ihnen. Aber nun spielen Sie uns mal was vor. — Sie können nichts? Natürlich, das sagen alle Rubinsteine.“ Er nahm wieder einen kräftigen Schluck. „Bitte, Walzer, Polka, Galopp.“

Schleunig schallte er den Säbel ab und lehnte ihn ans Sofa — frach! — fiel er zu Boden. „Nur liegen lassen,“ und schon nahm der Offizier Marie um die Hüften. Hedwig zögerte nicht länger — „Nur für Natur,“ erklang es, und im lustigen Wirbel schwenkte Blankenede das Mädchen im Kreise.

Dann mußte Marie ans Klavier, und der Lieutenant umspannte die feinere Taille Hedwigs, die ohne Zögern ihre linke Hand auf seine Schulter legte. Erst

3. Aufl. 1898. 28.

langsam eine Polka, darauf Galopp, bis Blankenede seine Tänzerin aufs Sofa niederließ und selbst in komischer Erschöpfung auf einen Stuhl sank. Ihm schwindelte es vor den Augen, denn die Stube bot nur wenig Raum, und Hedwig verstand ihm wie eine Feder nachzugeben. Aber bald wurde weitergetanzt.

Mutter Klausen steckte den Kopf zur Thür herein und freute sich über das junge Volk; zu seiner Erholung spielte Blankenede auch seinerseits einige Male den einzigen Tanz, den er konnte, die Gadepolka, mit einem Finger, als Begleitung stereotyp den C-Dur-Accord, und sich umsehend lachte er, wie den vor Lust glühenden Schwestern die Ködchen flogen.

Und hierbei fiel sein Blick schließlich auch zufällig auf die Wanduhr.

Mitten im Ton brach er ab. „Herrgott von Bentheim,“ rief er aufspringend, „elf Uhr, und ich muß noch die Melodie abhassen, das Kroki zeichnen und um halb zwölf am Goldenen Blick sein.“ Er war ganz blaß geworden, so sah ihm der Schreck im Nacken, denn er kannte den Oberst. Ein Donnerwetter, das nur so hagelte, Stubenarrest über Weihnachten, und es war ihm gewiß auch nicht gleichgültig, wie der neue Kommandeur, der ihn wegen seines verständnisvollen, schneidigen Reitens schon mehrfach belobt hatte, über ihn dachte. „Lieber Himmel, wie kann man nur auch — wo ist denn meine Tasche? Am Säbel natürlich — da liegt er und die Tasche unters Sofa gerutscht — die hast ja irgendwo —“ er zog kräftiger, die Tasche kam zum Vorschein und mit ihr Flint, der die Sache als brillanten Scherz aufnahm und gar nicht loslassen wollte.

„Gehst du, schwarzer Vandal!“ Marie nahm angstvoll ihr Hündchen auf. Rasch wenigstens noch einige Striche — doch der Lieutenant erstarrte zur Salzsäule: die Tasche war vollständig leer; schnell bückte er sich und sah unters Sofa und lag da, eine gebrochene, noch salzernere Säule — nur Papiersephen unterm Sofa und Holzstückchen — Generalstabskarte, Meldelarten, die gepumpten Buntstiftstücken, alles hatte der Hund zerfressen.

Wie betäubt erhob sich Blankenede; nur der Anblick der Schwestern, die stumm dastanden nebeneinander, Marie mit Flintchen auf dem Arm, und nicht wußten, ob der Offizier Ernst oder Späß mache, brachte ihn zu einer weinerlich-wütend-humoristischen Fassung zurück.

„Ich bin der unglücklichste Mensch, ihr Mädchen — so einen seht ihr nicht wieder — alles hat der Hund gefressen, das Lumpenpapier, die Giststifte —“

„Giststifte!“ rief Marie, „ach, da muß mein Flint doch nicht sterben — er zuckt schon so!“

„Geben Sie ihm warmes Wasser, zwei Tassen — das hilft — probatum est — adieu, adieu — ich zahle später,“ und hinaus war er zur Thür, Säbel und Mantel nachschleifend.

Wenige Minuten darauf galoppierte er mit Prebel von der Mühle hinweg.

Es war ihm alles andre eher als behaglich im Leibe, wie er sich so von flinken Rosseshufen dahingetragen fühlte, nur mechanisch, denn in seinem Kopfe wälzten sich schwere Gedanken.

Er parierte zum Trabe.

Wie durfte er die Stirn haben, seinem Kommandeur ohne die befohlene Arbeit gegenüber zu treten?

Tausendmal leichter wäre es ihm gewesen, gleich dem todesmutigen M. Curtius seinen Gaul in einen gähnenden Abgrund zu spornen, als über den weichen Schnee dem Oberst unter die Augen zu traben.

„Ich sage einfach, ich hätte die fertige Meldelarte verloren — reiße die ganze Säbeltasche ab — spiele den aus den Wolken Gefallenen. Aber nein, eine Unwahrheit darf nicht über die Lippen eines Offiziers kommen — pfui Teufel, Heinrich, mir graut vor dir!“

Sogar in seiner verzweifeltsten Lage konnte er bei Selbstkritik seines Vornamens seine Spottlust nicht gänzlich unterdrücken, aber sie war nur sehr jämmerlich. Er preßte seinem Rappen die Sporen in die Weichen, daß er eine wilde Vagabunde vollführte.

Gleich aber klopfte er ihm wieder beruhigend den schlanken Hals.

„Ich sage — wie es ja auch ist — die Geschichte mit dem Hund, daß der mir alles rattefahl aufgefressen hat, und lasse es im Zweifel, ob die Arbeit schon vollendet war oder nicht — das ist doch nur ein Bemänteln der vollen Wirklichkeit, keine direkte Lüge —“

Er ritt langsamer.

„Aber die verteuftesten Augen vom Oberst; der sieht einem ja mit einem Blick durch und durch bis auf die Rückenwirbel.“

„Ich gestehe einfach die ganze Wahrheit, dann mag er mir den Kopf abreißen — ade, Weihnachtsurlaub, gute Qualifikation —“

„Zum Donnerwetter, Prebel,“ fuhr er herum,

„wenn ich Ihnen gesagt hätte: Meldung an die vierte Eskadron. Niederung zwischen Ellern- und Großem See ist passierbar. Hätten Sie das richtig ausgerichtet?“
„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

„Und wenn ich Ihnen noch zum Ueberfluß die Meldelarte gegeben hätte, die ich da mit den frostklappernden Poten schrieb, es wäre doch auch ohne weitere Stillierung und ohne Gemälde kein Irrtum möglich gewesen.“

Die letzten Worte sprach der Offizier schon wieder vorwärts gewandt zu sich.

„Ich gebe die Meldelarte ab, wie ich sie im Mantelärmel habe, und setze meine gute Absicht, sie besser auszuführen, mündlich hinzu, und bekenne, wie ich mich beim Frühstück und durch die Mädchen habe verführen lassen, nicht auf den Köder zu achten — vielleicht befänstigt das den Oberst etwas. — Frühstück! — warte nur, Kniesche, wegen des warmen Wassers rechnen wir noch ab, wäre sonst nicht so gierig nach dem Dejeuner gewesen — und die Mädchen! — Die Frauenzimmer bringen doch nur Unglück in die Welt; hab's immer schon gesagt.“ Diese beiden Gedanken über Frühstück und das weibliche Geschlecht kamen nicht ganz aus der Ueberzeugung des Lieutenants auch trotz seiner momentanen reumütigen Stimmung. Aber ein ganz klein wenig freier schlug Blankenedes Herz, da er an die Meldelarte im Mantelaufschlag dachte, und daß er schließlich doch die Rekognoscierung gewissenhaft ausgeführt habe.

Und dann — er konnte auf Milde rechnen, er wußte, daß er sich als Reiter und Reitlehrer bereits einen Stein im Brett beim Kommandeur erworben habe, und das hält bei solchen kernigen Naturen vor; hierin lag doch ein verheißungsvoller Trost.



Als letzter gab Blankenede seine Meldelarte ab.

Und beim Terrainreiten, das für den Heimweg angekündigt war, wollte er schon sein Teil leisten, daß dem Oberst die helle Zufriedenheit aus den Augen leuchten sollte.

Mit einem kurzen Galopp traf er noch zehn Minuten vor der zum Rendezvous bestimmten Zeit am „Goldenen Blick“ ein, wo er seine Kameraden schon alle versammelt fand.

Aber es wurde ihm doch wieder sehr ungemütlich. Er grüßte kurz, und die rechte Faust auf den Oberst schenkel stemmend blickte er finstern zu Boden.

„Was ist dir denn über die reizende Leber gelaufen?“ fragte Klinger.

„Nichts,“ entgegnete er kurz, „bitte, laß mich!“ Ihm stieg es vor Ärger und Jügrimm wieder wie ein Knäuel im Halse auf.

Verwundert sahen ihn die andern an; so etwas waren sie an Blankenede nicht gewöhnt. Klinger flüsterte Mollenbach die Vermutung zu, er sei vielleicht mit dem Kommandeur zusammengetroffen und wegen irgend etwas abgefangelt worden — Altenhagen trieb sein Pferd zu ihm, erntete aber nur ein unwilliges Abwinken —, der kleine Sölln blickte auf Siebermann, um ihm abzugucken, wie er die Meldung halten würde, die dieser eben seiner Säbeltasche entnahm, natürlich in Gemeinschaft mit der Generalstabskarte, um an ihrer Hand gleich über etwaige Fragen noch Auskunft geben zu können.

Auch Blankenede bemerkte dies, und zum erstenmal packte ihn glühender Reiz gegen den „hohen Generalstab“, dessen rundliches Philistergesicht das Bewußtsein tadellos erfüllter Pflicht, des Erfolges sicher, widerspiegelte. Dem brauchte wahrhaftig kein Alp auf dem Herzen zu lasten, wenn er auch schweinmäßig ritt und immer, wenn's ohne Bügel mit Hüften fest durch den Springgarten ging, ein Vaterunser betete — hier auf dem taktischen Felde war er der Sieger. O wie gerne wäre der arme Blankenede, der immer mehr innerlich wieder zusammenknickte, in des ihm verhassten Siebermann Haut gefahren!

Aber zu diesem Wechsel blieb selbst in Gedanken keine Zeit mehr, denn der Oberst erschien eben, schon ganz nahe, hinter der Hausmauer des Gasthofes zum „Goldenen Blick“, der die Höhe krönte, auftauchend.

Altenhagen sprengte ihm entgegen und meldete. Blankenede sah und hörte nichts; nur gewohnheits-

besessen, zu jeder gehorhamen Auskunft aufdringlichst bereit, emporreckte — behielt der Oberst in der Hand, ein großes, in wunderbaren Farben prangendes Kroki griffte dem unglücklichen Blankenede so recht infernalisch entgegen —, der vierte Bericht wanderte wieder in die Säbeltasche, und nun — Blankenedes Herzschlag stockte — der Oberst riß sein Couvert auf, warf einen Blick über die wenigen Worte, drehte es um, sah das Nichts, die blante, gräßliche Leere, und — o dieser Satan — nicht die Wimper regte sich, als er das rändige Schaf zu dem glänzenden Siebermannschen Widder steckte und gelassen die sechste Meldung erbrach, die nach eingehender Prüfung wieder in der Säbeltasche verschwand.

Nun sah der Oberst auf.

„Bitte, etwas näher, meine Herren.“

„Auch das noch,“ dachte Blankenede und ließ seinen Gaul mit den andern zoteln; alles Markt war ihm aus den Schenkeln gewichen.

„Ich habe mir,“ hub der Gestrenge an, „Ihre Arbeiten angesehen. Zu denen Altenhagens, Mollenbachs, Klingers und Söllns ist zunächst nichts zu erwähnen. Die Aufgaben sind im ganzen zufriedenstellend gelöst, wenn auch in jedem Falle noch einiges zu bemerken ist, was ich mir auf später verspare, nachdem sämtliche Herren des Regiments eine Rekognoskierung unter meiner Leitung werden ausgeführt haben. Zwei Arbeiten aber will ich hier sofort näher berühren, da sie trasse Gegensätze sind und so recht die Urtypen einer total verfehlten und vollständig gelungenen Lösung darstellen.“

Blankenede erblickte bis auf die Knochen, er sah nichts mehr als verschwimmendes Weiß ringsum, er bemerkte nicht das unverkennbare, wenn auch schnell wieder verschwindende Hohnlächeln, mit dem Siebermann seinen unglücklichen Kameraden überstreifte, bevor er wieder seinen glückseligen Blick auf den Kommandeur richtete.

„Vollständig verfehlt,“ fuhr der Oberst fort, „ist die Lösung des Lieutenants von Siebermann, eine brillante Leistung Ihre Meldung, lieber Blankenede — ja, ich sage absichtlich „brillant“, denn Sie haben, unbekümmert um einen fürchterlichen Richter — hier lächelte der Oberst —, in durchaus richtiger Erkenntnis der Sachlage, unbeirrt Ihren Auftrag erledigt, wie ich es, ich gestehe es offen, in unsern papiernen Zeitalter kaum erwartete, nachdem ich erst so kurze Zeit die Ehre habe, die Herren unter meinem Befehle zu sehen.“

„Ich hatte die Lieutenants Siebermann und Blankenede in der gleichen Kriegslage mit analogen Aufträgen ausgeschiedt, nämlich als Patrouillenfürer ihrer Eskadron, die die verloren gegangene Fühlung mit dem Feinde wiederherstellen sollte, zunächst Meldung über die Passierbarkeit eines genau begrenzten Terrainabschnittes zu senden und dann weiterzureiten.“

„Dieser Terrainabschnitt war in beiden Fällen fumpfiges Gelände, das, wie ich mich beim Major Brodener erkundigt habe, in wärmerer Jahreszeit für Kavallerie nicht passierbar ist, nur durch starken Frost passierbar gemacht werden kann. Die Herren kennen die Gegenden zwischen dem Ellern- und Großen See und an den Mergelgruben von Klein-Dabern. Die Dammwege hatte ich als zerstört angegeben.“

„Beide Offiziere fanden richtig, wie ich mich überzeugt habe, das betreffende Terrain fest gefroren, für Kavallerie gangbar.“

„Was galt es nun? Dem Eskadronchef mit möglichster Schnelligkeit die Meldung zu senden, die ihm einen großen Umweg ersparen mußte.“

„Und da schiden Sie, Herr von Siebermann, ein Schriftstück — zehn Zeilen kalligraphisch, eng geschrieben, und malen dazu ein Kroki — es ist geradezu unglaublich — mindestens zwei Stunden mußten Sie dabei verträdeln haben.“

„Ja, lieber Herr, glauben Sie denn, Ihre Eskadron kann so lange warten? Zum Teufel die ganze Offizierspatrouille! hätte Ihr Chef geflucht und wäre zur Sicherheit mit einstündigem Umwege losgeritten zum vielleicht uneinbringlichen Schaden des Ganzen.“

„Herr, was haben Sie sich dabei gedacht? Sie sollten es sich wahrhaftig noch überlegen, ob Sie nicht noch ein Jahr mit dem Examen für die Kriegsakademie warten wollen, um Ihren praktischen Blick erst noch gehörig zu schärfen. Kedes, frisches Erfassen, ein mutiges, unbeirrtes Drauflos ist das Hauptpanier des Kavalleristen; mit Tästleien können wir uns nur gleich begraben lassen.“

„Ja, fed, frisch drauf los!“

„Und darin, lieber Blankenede, haben Sie völlig in meinem Sinne gehandelt,“ wandte sich der Oberst an diesen.

„Ihre Meldung in der knappsten Form, augenscheinlich gleich im Sattel geschrieben, nicht wahr? — und ohne einen Strich von Kroki — denn nach dem erteilten, genau begrenzten Auftrage konnte Ihr Chef keinen Augenblick im Zweifel sein — trifft den Nagel auf den Kopf, ist durchaus kriegsmäßig. Mir hat das Herz dabei im Leibe gelacht, als ich sah, daß ein junger Offizier frisch ausführt, was er als das Richtige erkennt, ohne Sorge darum, ob er in vier Stunden auch nur eine Minute den Bleistift in der Hand hält.“

„Ich mußte längere Zeit geben wegen der Herren, die weiter zu reiten hatten, in deren Aufgaben eine sorgfältigere Ausführung lag, aber ich weiß wohl, daß ein rechter Kavallerist auch im Winter einige Stunden außerhalb der Garnison hinzubringen versteht.“

„Meine Herren, beherzigen Sie das, was ich Ihnen über die Erledigung der Aufträge seitens Blankenedes und Siebermanns gesagt habe. Fleiß ist recht schön, aber er darf nicht in unzeitiges, unpraktisches Streben ausarten.“

„Und nun, die Herren sind hier in der Gegend bekannter als ich: wo können wir zunächst zu einem kleinen Frühstück einfallen?“

„In der Griesgower Mühle, Herr Oberst,“ sagte Blankenede, dessen Gesicht vor Freude strahlte, wenn er auch ein leichtes Gefühl von Beschämung nicht unterdrücken konnte, „dort ist heute früh ein Schwein geschlachtet worden.“

„Haben Sie das auch schon rekognosziert?“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

„Und zwei reizende Mädchen sind auch da,“ flüsterte Blankenede Klingern zu.

„Was giebt's dort noch?“ fragte der Oberst.

„Zwei reizende Mädchen.“

„Ei, ei!“ drohte der Oberst lächelnd mit dem Finger; „aber dann vorwärts.“

Der Trupp setzte sich in Bewegung.

„Exzellenz kommen doch auch mit?“ fragte Blankenede spöttisch den ganz niedergeduckten Siebermann;

„na, trösten Sie sich, die Kriegsakademie mache ich Ihnen deshalb im Regiment doch nicht streitig.“



„Vollständig verfehlt ist die Lösung des Lieutenants von Siebermann,“ fuhr der Oberst fort.

mähig legte er die Hand zum Gruß an die Mühle und vernahm dann nur wie aus weiter Ferne die Worte:

„Bitte die Herren, ihre Arbeiten abzugeben.“

Im ununterdrückbaren Selbsterhaltungstrieb hielt er sich zurück, so daß er als letzter seine Meldeliste überreichte; der ganze Kommandeur stimmte ihm dabei vor den Augen, und er war nicht im Stande, auch nur ein Wort zur weiteren Erklärung anzufügen, wie er sich vorgenommen hatte. Und doch wurde es ihm etwas leichter, als er das Papier, das ihm wie Feuer zwischen den Fingern gebrannt hatte, glücklich los war. Der Würfel war gefallen. Es war ihm jetzt zu Mute wie einem niedergestreckten Gladiator in der Arena, der nur noch den Todesstreich erwartet.

Eine entsetzliche Stille. — Ihm lief es trotz der Kälte brüßelnd über den Rücken beim Rascheln des Papiers, als der Oberst das erste Couvert erbrach und die herausgenommene Meldeliste in fürchterlichem Schweigen, in raffinierter Ruhe, ohne daß ein Muskel seines Gesichtes zuckte, musterte.

Er steckte sie in seine Säbeltasche — eine zweite gleichfalls —; die dritte, es war die Siebermanns — jeder mußte es merken an der triumphierenden Weise, in der der „hohe Generalstab“ sich im Sattel dienst-



„Exzellenz kommen doch auch mit?“ fragte Blankenede.



Vom spanisch-amerikanischen Kriege.

(Porträts und Bilder S. 660 u. 661.)

Die Tragödie nähert sich dem Ende, Spanien ist trotz des Heldentums seiner Soldaten und Seeleute auf allen Punkten des Kriegsschauplatzes dem härteren Gegner unterlegen. Wir bringen heute die Bildnisse des Generals Miles, des amerikanischen Hochkommandierenden, des Generals Schafter, Befehlshabers der bei Santiago de Cuba gelandeten Unionstruppen, sowie des Kommodore Schley, des Befehlshabers des sogenannten fliegenden Geschwaders, dem dann Admiral Sampson übergeordnet worden ist. — Zwei größere Bilder führen uns nach Tampa, dem Haupthafen der Halbinsel Florida. Die amerikanischen Truppen, die zur Landung in Cuba bestimmt waren, bedurften einer ziemlich umfangreichen Ausstattung mit allerlei Vorräten, besonders für die Regenzeit; wir gewahren auf dem Bild einen Zug von Gepäckwagen auf dem Wege nach Tampa, von wo dann der Seetransport bewerkstelligt wird. Noch interessanter ist die Einschiffung der schweren Geschütze auf dem andern Bild; die Kanonentöpfe werden von den Loketten gehoben und einzeln in die Höhe gezogen, um jede Beschädigung auszuschließen.

Aus dem „Bärenland“ Siebenbürgen.

(Bild S. 668 und 669.)

Die Bergwälder, die Siebenbürgens Hochfläche umgeben, sind für den Jäger ein wahres Eldorado; dort finden sich noch in Hülle und Fülle Tiere, die aus dem zahmen Mitteleuropa völlig verschwunden sind oder nur ausnahmsweise vorkommen. Fremdartig muten den ausländischen Besucher schon die zahlreichen zahmen Büffel an, geschätzt wegen der trefflichen Milch, die sie geben. Mit Recht nennt der Siebenbürger Deutsche seine schöne Heimat das „Bärenland“. Meist treibt dort noch häufig sein Unwesen. Dem Menschen ist er ja unter gewöhnlichen Umständen nicht gefährlich, er geht ihm lieber aus dem Wege, solange er nicht gereizt wird. Ein sehr unliebsamer Gast ist er dem Büffel- oder Rinderhirten, wenn er sich aus der Herde einen Festtagschmaus herauszusuchen Anlaß nimmt, wie das unsre Abbildung mit meisterhafter Charakteristik auch des landschaftlichen Charakters veranschaulicht. — Unser trefflicher Mitarbeiter, dem wir das schöne Bild verdanken, ist leider durch einen plötzlichen Tod mitten aus dem Schaffen herausgerissen worden (23. Juni dieses Jahres). Nichter war ein weitgereiseter Mann; unsre nebenstehende Abbildung führt ihn dem Leser in seinem Atelier vor, unter den Jagdtrophäen aus drei Erdteilen.

Skizzen aus der Mappe eines Berliner Polizeilieutenants.

Von

Th. Gandert.

Gefährliche Menschenfreunde.

Vor kurzem wurde mir durch eine Schutzmannspatrouille ein junger Mann nach dem Bureau gebracht unter der Anschuldigung, in einer ganz in meiner Nähe befindlichen Restauration eine Zechprellerei verübt zu haben. Der Sistierte, in ziemlich eleganter, aber unordentlicher Kleidung, schien gänzlich gebrochen und schluchzte herzzerbrechend, so daß ich ihn, nachdem mir von den Beamten Meldung gemacht, mit in mein Zimmer nahm und ihm Gelegenheit gab, sich ungehindert auszuweinen. Als er sich endlich einigermaßen beruhigt, nahm ich ihm seine Beichte ab, die, vielfach von wahrhaften Verzweiflungsschreien unterbrochen, sich ziemlich genau mit den von mir demnächst angestellten Ermittlungen deckte.

Der junge Mann, Sohn eines kürzlich verstorbenen Bäckermeisters in Rendsburg, hatte sich dem Kaufmannsstande gewidmet und war nach zurückgelegter Lehrzeit und nach Aushandigung des väterlichen Erbteils auf den Gedanken gekommen, nach der Reichshauptstadt zu reisen, um sich hier eine Stelle zu suchen. Da er über nicht unbedeutende Geldmittel verfügte, so würde ihm auch eine längere Wartezeit nicht geschadet haben, wenn ihm sein Mißgeschick auf dem Hamburger Bahnhof nicht einen Herrn entgegengeführt hätte, den er nach einem billigen Hotel fragte und der sich ihm als Inhaber einer Restauration mit Fremdenzimmern vorstellte und bereit erklärte, ihm nicht nur billige Unterkunft zu gewähren, sondern ihm auch ein getreuer Führer durch die gefährlichen Klippen der Großstadt sein zu wollen. Eine Droschke brachte die neuen Freunde nach ihrem Bestimmungsorte, und schon unterwegs hatte der arglose Jüngling seinem Beschützer über seine Lage völlig reinen Wein eingeschenkt. Er war außer etwa 100 Mark in Gold im Besitze zweier Spartassenbücher über je 1600 Mark und nannte ferner einen Hypothekenbrief über 5400 Mark sein Eigentum. Bei der Ankunft in der Restauration führte der Wirt seinen jungen Gast an den Stammtisch, und dieser ließ es sich nicht nehmen, den glücklichen Zufall,

der ihm einen Mentor zugeführt, der unterwegs erklärt hatte, es sei ihm bei seinem großen Bekanntenkreis eine Kleinigkeit, dem jungen Mann eine gute Stelle zu besorgen, mit verschiedenen Lagen Bier und später mit Rotwein zu feiern. Nach einem ziemlich starken Gelage nahm der freundliche Wirt seinen Gast mit in sein eignes Schlafzimmer, während die Frau ausquartiert wurde, und am folgenden Morgen begann er, ihm in der schamlosesten Weise in der Verschleuderung des väterlichen Erbteils zu helfen. Beide machten die tollsten Fahrten durch Berlin und in die Umgegend, und da der junge Kaufmann überall den angenehmen Schwerenöter spielte und stets die ganze Zech bezahlte, so waren beide Spartassenbücher sehr bald in Wein und Bier umgeseht. Von der Besorgung einer Stelle war keine Rede, und wenn der junge Mensch in den spärlichen Zwischenpausen, die ihm sein unsinniges, wüstes Leben ließ, wirklich einmal an den eigentlichen Zweck seines Aufenthaltes in der Residenz dachte, so beschwichtigte der Wirt seine Bedenken stets mit der Bemerkung, daß er die Stelle sofort erhalten könne, sobald sein Freund, ein reicher Kaufmann, aus

der Ordnung halber (sic!) den jungen Mann bitten müsse, vorher seine Rechnung bei ihm zu begleichen: vier Wochen (so lange hatte das Geld gereicht) Logis und volle Pension, zusammen 200 Mark — so lautete die Rechnung. Jetzt kam der junge Bengel zur Besinnung, und es gab einen furchtbaren Auftritt, in dessen Verlauf der Schurke von Wirt den Gerupften, nun völlig Mittellosen, der natürlich nicht zahlen konnte, wegen Zechprellerei verhaften ließ!!

Aber die Rechnung des Wirts hatte ein Loch, denn ich ließ ihn am folgenden Morgen aus dem Bette holen und lieferte ihn ein; er wurde, nachdem er lange in Untersuchungshaft gesessen, wegen Wuchers (die Hypothekangelegenheit) und falscher Anschuldigung (die angebliche Zechprellerei) zu acht Monaten Gefängnis und 3000 Mark Geldstrafe, eventuell noch 300 Tagen Gefängnis verurteilt. Den Bruder Leichtfuß, der wirklich zu bereuen schien, gelang es mir, in einem großen Bazar, dessen Chef sich mir verpflichtet glaubt, zuerst probeweise, unterzubringen. Bis jetzt hielt er mit seinem 75 Mark monatlich betragenden Gehalt die Ohren steif.

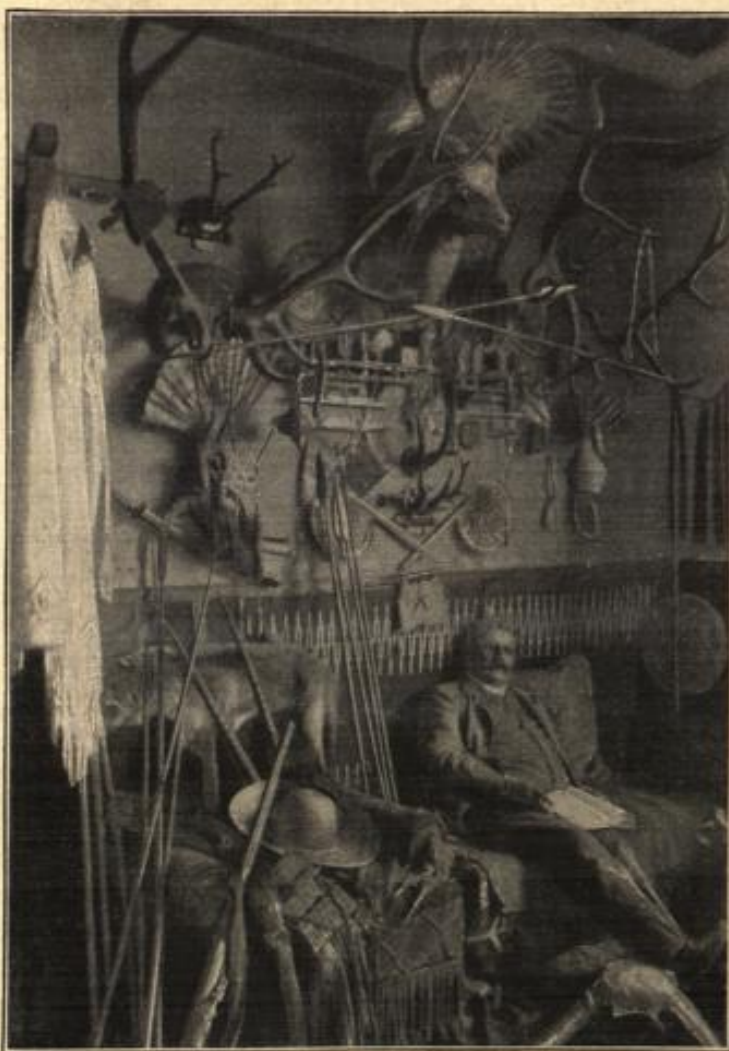
Derartige Bestien wie jener Wirt sind natürlich in der Großstadt keine Seltenheit.

Beamte, Offiziere und Standespersonen erhalten Geld vom Selbstdarleher zu coulantesten Bedingungen, sechs Prozent,“ so lauten vielfach Annoncen in den Tageszeitungen, und es beweisen diese Anpreisungen, daß die Spekulation auf den Leichtsinne oder eine augenblickliche Notlage trotz aller Wucherpreise immer noch kein schlechtes Geschäft ist. Es versteht sich von selbst für den Eingeweichten, und dem ferner Stehenden mag es gleich hier gesagt sein, daß mit den sechs Prozent der Monat, nicht etwa das Jahr gemeint ist! Es fällt nun zunächst ins Auge, daß diejenigen Leute, denen so bereitwillig Hilfe angeboten wird, also Beamte und Offiziere, überhaupt nicht in die Lage kommen sollen, von derartigen Anerbieten Gebrauch machen zu müssen. Beider Kategorien Gehaltsverhältnisse sind heute derartig geregelt, daß bei vernünftiger Einrichtung ein Auskommen sehr gut möglich ist, und bei unvorhergesehenen Unglücksfällen wird die Behörde, welcher zu diesem Zwecke ausreichende Fonds zur Verfügung stehen, gern eintreten. Beamte sowohl wie Offiziere wissen genau, daß ihnen das „Leben über ihre Verhältnisse“ sehr verübelt wird, daß das Schuldenmachen streng verpönt ist — aber eben aus diesem Grunde wendet sich das freundliche Anerbieten der Herren Geldgeber gerade an sie; denn beide werden, einmal auf der schiefen Ebene angekommen, bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit, alles thun, um der Behörde den Abgrund, an welchem sie wandeln, zu verheimlichen — also zahlen!

Die eine Spezies jener Menschenfreunde verkehrt oft in den sogenannten „ersten Gesellschaftskreisen“ und hat seine Kundschaft unter den „Kavalieren“. Oft ist es erst nach dem Tode einer solchen Hyäne in Menschengestalt möglich, ihr vollständig in die Karten zu sehen, und der Fluch Hundertter vernichteter Existenzen schallt ihr jammernd nach. Bei Lebzeiten trug die Canaille das Haupt mit

dem jovialen Gesichtsausdruck hoch über blütenweißer Binde, und wenn er seinem Agenten — diese Leute verkehren fast nie selbst mit ihren Opfern — auf einen Kavalierwechsel mit Ehrenschein über 10 000 Mark nur 3000 Mark gab, „weil er augenblicklich nicht mehr im Hause hatte“, so lag dies nur an den „verkommenen Subjekten“, mit denen er zu thun hatte: dem einen, weil er sich mit 2500 Mark (500 Mark behielt der Agent als vorläufige Provision für sich) und Versprechungen fernere Zahlungen begnügte, dem andern, weil er die Restzahlung später nicht einforderte — in den Raub, jedoch natürlich so, daß der Geldgeber den Löwenanteil erhielt, teilten sich dann beide, wenn schließlich durch Klage und alle nur irgend denkbaren Zwangsmittel auch nur fünfzig Prozent des nominellen Wechselbetrags eingegangen waren. „Standesrücksichten“ und Scham (denn der Ehrenschein war ja verfallen!) lassen es in solchen Fällen fast nie zu einer Anzeige kommen.

Eine andre Spezies hilft ausschließlich Beamten, natürlich nur fest angestellten Beamten. Es wendet sich ein Bedrängter, um seinen Leichtsinne oder schlechte Wirtschaft nicht offenkundig werden zu lassen, an eine der vorhin erwähnten Adressen; gewöhnlich erst, wenn ihm, wie man so sagt, das Feuer auf den Nägeln brennt. Nach einigen Tagen, nicht umgehend, wie es die Not erheischt, kommt dann jemand zu ihm, der ihm auf ein Vierteljahr zu sechs Prozent monatlich die benötigten 300 Mark besorgen, nicht selbst geben, will. Der Geldbedürftige erschrickt, macht Einwendungen



Albert Richter: Unter Jagdtrophäen dreier Erdteile.

dem Bade zurückgekehrt sein würde. Da, wie gesagt, das durch Verkauf der Spartassenbücher erlangte Geld bald verjubelt war, so sollte nun die Hypothek herhalten. Der Wirt fuhr in die Heimat des jungen Mannes, natürlich auf dessen Kosten, sah sich die Wiesen, auf denen die Grundschuld ruhte, an und erklärte sich bereit, jenem, aus Freundschaft, die über 5400 Mark lautende Hypothek für 3000 Mark, sage und schreibe dreitausend Mark, abzulaufen.

Während der Abwesenheit des Wirts kam der junge Mann etwas zur Besinnung, um so mehr, als dessen eigne Frau ihn warnte, seine letzten Notgroschen leichtsinnig hinzugeben; kaum war der Versuch aber zurückgelehrt, als die kalten Vorfälle auch schon vergehen waren. Zudem gefielen dem Leichtfuß die Reisen durch Berlin viel zu gut, so daß er blind in sein Verderben hineinlief und die sichere Hypothek leichten Herzens mit einem Verlust von 2400 Mark losließ!

Aber dem Wirt war nicht damit gedient, sein Opfer aus den Fingern zu lassen, und deshalb gab er ihm das Geld nicht auf einmal, sondern in Raten, und sorgte dafür, daß in seiner eignen Restauration tagtäglich hohe Zechen gemacht wurden. Natürlich gingen die lustigen Fahrten immer nebenbei weiter. Man brachte dem Bacchus die üppigsten Opfer dar, trank in „interessanten“ Kneipen den Champagner aus Weißbiergläsern, amüsierte sich in Singspielhallen und Zingeltangeln und taumelte von Genuß zu Genuß, bis auch der letzte Groschen verpraßt war!

Da erklärte der saubere Wirt, daß er verreisen und



Im „Wärenlande“ Siebenbürgen. Originalzeichnung von Albert Richter.

und will sich das Geld lieber „wo anders“ besorgen. Aber der Versucher trifft gewöhnlich mit der far-
kassischen Bemerkung: „Wenn Sie das Geld „wo an-
ders“ bekommen könnten, wären Sie sicher nicht
„zu uns“ gekommen“, den Nagel auf den Kopf. Jener
will denn das Geschäft machen, einen Wechsel über
300 Mark acceptieren und 54 Mark vierteljährlich
Zinsen zahlen. Aber so ist es nicht gemeint; die Zinsen
müssen pränumerando gezahlt werden, und es giebt
daher nur 246 Mark. Volle 300 Mark sind jedoch
notig, und da bleibt dann nichts übrig, als über
400 Mark „quer“ zu schreiben. Doch auch damit ist
es noch nicht genug, es muß vielmehr noch ein zweiter Be-
amter mit auf den Wechsel „klettern“ und „der Form
wegen“ die nächste Gehaltsquittung gleichfalls Bürg-
schaft leisten! Dann erst, nachdem alle diese Formali-
täten erfüllt sind, erhält er die 300 Mark. Er zahlt
nun die horrenden Zinsen ein, zwei Jahre und länger
pünktlich; dann hapert es an irgend einem „Ersten“.
Aber das schadet nichts! Nur ein neuer Wechsel,
diesmal aber über 525 Mark (25 Mark Zinsen für die
nicht gezahlten 100 Mark), die aber mit auf den neuen
Wechsel geschrieben wurden, ist nötig, und eine fernere
Zinsenzahlung von 125 Mark vierteljährlich wird aus-
bedungen. Außerdem aber giebt der Agent zu be-
denken, daß nun das Risiko ein so großes geworden,
daß noch eine weitere Bürgschaft, für den doch immer
möglichen Todesfall, gestellt werden müsse. Der Be-
amte sei es außerdem auch seiner Familie schuldig,
an diesen traurigen Fall zu denken, und da sei denn
die Aufnahme in eine Lebensversicherung das geeignete
Mittel; die Police habe allerdings bis zur Begleichung
des Wechsels in seinem, des Agenten, Gewahrsam zu
bleiben. Die Kosten der ärztlichen Untersuchung, die
Provision an den hilfsbereiten Agenten müssen natür-
lich sofort gezahlt werden, und da dies in den meisten
Fällen unmöglich ist, wird bereitwillig gestattet, mit
einem zweiten Wechsel, unter Aufschlag von sechzig bis
achtzig Prozent, Zahlung zu leisten. Der Bedrängte
windet sich und stöhnt, aber wenn er nicht das ganze
Geschäft, das Arrangement überhaupt scheitern lassen
will, dann muß er die Wechsel unterschreiben. Er
w e i ß schließlich, daß er die Wechsel nie einlösen kann,
aber er hofft! Denn er könnte doch einmal in der
Lotterie gewinnen, oder auch eine größere Summe
Geldes finden; auf was er hofft, weiß er selbst nicht,
aber er hofft! Denn die Klage muß unter allen Um-
ständen verniedrigt werden, da seine Behörde sonst von
seinem Leichtsinne Kenntnis erhalten würde. (Das Ge-
richt scheidet nämlich jede Klage gegen einen Beamten
an die Behörde ein.) Die Lawine ist nun im Gange,
sie rollt weiter und weiter, und — hundert gegen eins
— in verhältnismäßig kurzer Zeit, nachdem die ur-
sprüngliche Schuld unter blutigen Opfern, bitterem
Weh, grenzenlosen Entbehrungen und tausendfältigen
Bitten und Demütigungen sechsfach bezahlt ist, bricht
dennoch der ganze Bau zusammen!

Der Beamte wird, weil er in absehbarer Zeit
seine zerrütteten Verhältnisse nicht zu arrangieren ver-
mag und weil er infolgedessen des Ansehens und der
Achtung, welche sein Amt erfordern, verlustig ge-
gangen, ohne Pension entlassen, und er kann, wenn
er vor unterdrücktem Schluchzen noch einen Ton in
der Kehle hat, mit Frau und Kind singen, sonst aber
betteln gehen! Denn es hilft ihm niemand; nimmt
doch ein jeder an, daß ein Beamter sich wer weiß wie
arg habe veründigen müssen, um „weggejagt“ werden
zu können!

Eine dritte Serie arbeitet nur mit der bewaffneten
Macht, und da hier stets nur mit Ehrenscheinen han-
tiert wird, so ist der Schluß fast immer derselbe;
auch hier gehen ganze Familien zu Grunde, da der
Sohn doch bis an die äußerste Grenze der Mög-
lichkeit gehalten werden soll. Eine Unterabteilung dieser
Hyänen kultiviert eine ganz besondere Spezialität,
indem sie ihre Opfer unter den jungen Leuten, die
erst Offizier werden wollen, sucht, und diese macht nicht
die schlechtesten Geschäfte.

In ein paar besonders krassen Fällen dieser Art
gelang es mir, die Opfer jenen Halunken aus den
Zähnen zu reißen, da sie mir als Halsabschneider be-
reits bekannt waren und fürchten mußten, selbst in
sehr unangenehme Bekanntschaft mit dem Staats-
anwalt, ja, ins Zuchthaus zu kommen; nun, aufge-
schoben war nicht aufgehoben!

In dem einen Falle war es ein Zigarrenhändler,
der ein offenes Geschäft hatte. Er hatte einem auf
einer „Fähnrichspresse“ befindlichen blutjungen Menschen
aus einem der Millionenörter in der Umgegend Ber-
lins, — für den Fernerstehenden möge hier einge-
schaltet sein, daß es in den westlich Berlins gelegenen
großen Dörfern Tempelhof, Schöneberg und Willmers-
dorf Duhende von Bauern giebt (buchstäblich!), die
durch Landverkäufe zu Eisenbahn- und Bauzwecken
sechs, zehn, zwanzig Millionen Mark ihr eigen nennen
und doch noch mehr als hundert Morgen Land besitzen,
dasselbe aber natürlich nicht mehr bewirtschaften —
der von seinem Vater sehr kurz gehalten wurde und

auch mit dem Taschengelde der Mutter nicht glaubte
„standesgemäß“ leben zu können, bereitwillig Kredit
gewährt. Selbstverständlich rauchte der junge Bengel
nie eine Zigarre, die unter einer Mark das Stück
kostete. Dann ließ der Zigarrenhändler durchblicken,
daß er auch bares Geld zu verschaffen im Stande sei.
Als dann der Goldfisch ein paar Tage später anbiß,
bedauerte der Wiedermann, daß er vor fünf Minuten
sein letztes Geld weggegeben habe, aber er habe unter
andem ein Kommissionslager von Uhren; von diesen
wolle er ihm fünfzig oder hundert Stück, je nachdem
er wünsche, im Preise von 150 Mark das Stück gegen
Wechsel geben, und eine bestimmt bezeichnete Person
würde ihm die Uhren ablaufen; wieviel jener zahlen
würde, wisse er freilich nicht.

Der junge Mensch nahm zuerst fünfzig goldene
Uhren im Preise von zusammen 7500 Mark und gab
dafür einen Dreimonatswechsel von 10 000 Mark,
mußte aber nebenbei einen Revers unterschreiben, „daß
er majorenn und dispositionsfähig sei!“ Daß er mit
dieser Unterschrift ein Urkundenfälscher und Betrüger
geworden, machte er sich natürlich nicht klar, er war
vielmehr glücklich, daß ihm der bezeichnete Geschäfts-
mann die Uhren abnahm und 1500 Mark dafür zahlte!
Natürlich konnte der Junge am Verfalltage nicht zahlen,
und es wurde ein neuer Wechsel gemacht. Zur Be-
gleichung der Zinsen und zu fernem kavaliermäßigen
Auftreten gab ihm der freundliche Zigarrenhändler
diesmal einen Posten Glacehandschuhe und Seide (er
hatte alles auf „Kommission“), die ihm wiederum der
Univerfalkaufmann, wie der Geldgeber sich selbst nannte,
abnahm und die in Ballen verpackt von einem Spedi-
teur jenem zugeführt wurden. Selbst Rindsleder in
ganzen Häuten, dann wieder einmal Brillanten, ein
großer Posten Sardinen, ja Fässer Butter und ver-
schiedene Eisenbahnwaggons Eier mußten herhalten!

Im Laufe von kaum dreiviertel Jahren hatte der
junge Millionärsohn für mehr als 200 000 Mark
Wechsel auf diese Weise unterschrieben, für welche er
im ganzen, durch die Verkäufe der verschiedenen Waren,
etwa 20 000 Mark erhalten hatte; das Geld war
natürlich verjubelt worden.

Nun wandte sich der Kaufmann an den Vater und
bat um Bezahlung der Wechsel, andernfalls es ihm
leid thue, den einzigen Sohn, welcher so schlecht ge-
wesen sei, ihn zu betrügen, da er sich für volljährig
ausgegeben — denn andernfalls würde er ihm keinen
Pfennig geliehen haben —, dem Staatsanwalt an-
zeigen zu müssen. Der Alte, der selbst Zigarren zu
vier Pfennig das Stück heute noch raucht, wollte den
Jungen totschlagen; dieser war aber wohlweislich vor-
läufig verduftet, so daß der väterliche Stock nur Luft-
hebe machen konnte. Dann kam der alte Herr zu
mir, da ich im Jahre 1872, als dies mit Berlin fast
zusammenhängende Dorf noch zum weiteren Polizei-
bezirke Berlins gehörte, dort stationiert gewesen war,
und fragte mich um Rat. Nun, der Rat, oder viel-
mehr die Befolgung desselben, war ziemlich teuer,
aber es gelang mir, nachdem ich unter der Hand fest-
gestellt hatte, daß der Zigarrenhändler die Uhren und
die Sardinen, das Rindsleder und die Eier, kurz alles,
was er dem Bruder Leichtfuß an Waren übergeben
oder überwiesen, an demselben Tage erst von dem
„Univerfalkaufmann“ selbst bekommen hatte, die ganzen
Wechsel nebst dem Großjährigkeitsrevers (was die
Hauptsache war) für 40 000 Mark zu erwerben. Das
Geschäft, welches die Ganner gemacht, war, wie man
sieht, trotzdem nicht schlecht gewesen — aber es wurde
ihnen nun das Handwerk gelegt.

Was den zweiten der von mir vorhin erwähnten
Fälle anbetrifft, so lag die Sache ähnlich. Eines
Morgens kam ein früherer Regimentskamerad, der,
ebenfalls Kriegsinvalide, ein Militärvorbereitungsinstitut leitete, mit einem leichenblaffen, gänzlich ge-
brochenen jungen Manne, einem seiner Zöglinge, zu
mir. Da ich öfter in dem gastlichen Hause meines
Freundes verkehrte, waren mir seine Zöglinge genau
bekannt und der jetzt vor mir stehende mir besonders
sympathisch geworden; Freund B. informierte mich
kurz und verließ uns dann, da er Unterricht zu geben
hatte. Kaum hatte die Thür sich hinter ihm geschlossen,
als der junge Mann, der Träger des Namens eines
unserer ersten Adelsgeschlechter, in krampfhaftem Schluchzen
ausbrach und sich erst beruhigte, als ich, ohne an-
scheinend von seiner Gemütsverfassung Notiz zu nehmen,
eine Flasche Cognac herbeiholend und zwei Gläser
füllend, ihn in die Sofaecke drückte und ihn nötigte,
sich eine von meinen besten Zigarren anzuzünden.
„So, nun schießen Sie los, lieber Hasso“ (ich nannte
ihn absichtlich, um ihm Vertrauen einzulösen, bei
seinem Vornamen), waren meine ersten Worte. Er
erzählte mir nun, oftmals stöhnend und vor Scham
erglühend, seine Leidensgeschichte, die denn auch traurig
genug war. Die jungen Leute kneipten tagtäglich —
kein gutes Zeugnis für die Erziehungsmethode meines
Freundes B. — in einem jener berühmten Lokale
mit weiblicher Bedienung, in denen es „Wein und
echte Biere“ giebt, in denen das Geld keinen Wert zu

haben scheint, aus denen heraus aber so oft schwan-
kende Gestalten den Weg nach ihrem Heim suchen,
verführt und den Anfang der Ehrlosigkeit im Herzen.
Die jungen Herren amüsierten sich natürlich köstlich,
besonders aber von dem Abende ab, als ein distin-
guiert aussehender älterer Herr sich ihnen als ein
Premierlieutenant a. D. von A. vorgestellt hatte, der
so viel lustige Geschichten, so fesselnd von seinen Kriegs-
erlebnissen zu erzählen wußte und meist noch am
Schlusse der Sitzung eine oder mehrere Flaschen Schaum-
wein zum besten gab. Der lustige Hasso geriet eines
Tages in Geldverlegenheit, und der Herr Premier-
lieutenant half bereitwillig aus. Das Geldschiff von
Hause ließ diesmal etwas auf sich warten, aber das
machte nichts, denn die schwarzäugige blonde Therese
schrieb bereitwillig an, bis dies der Herr Lieutenant
merkte. Er machte dem jungen Herrn „als älterer
Kamerad“ Vorwürfe, daß er sich nicht an ihn gewandt,
da es nicht gentlemanlike sei, in der Kneipe Schulden
zu machen, und stellte ihm sein Portemonnaie zur
Verfügung. Am andern Abende, als Hasso noch immer
kein Geld hatte, erklärte der joviale Lieutenant, er
wolle ihm eine größere Summe leihen, allerdings erst
am andern Tage, da er so viel nicht bei sich habe.
Der junge Graf atmete auf und fragte schüchtern, ob
er 500 Mark bekommen könne. „Fünfhundert Mark?“
meinte der freundliche Herr, „natürlich; aber nehmen
Sie doch mehr, damit Sie nicht so oft den Papa in-
kommodieren müssen; sagen wir Fünftausend; mir
macht dies nichts, und ich gebe Ihnen, da ich Sie lieb
gewonnen, gern Kredit.“ Was konnte der brave Hasso
von diesem Gelde nicht alles der schönen Therese kaufen,
die so lieb und so anständig, dabei so unglücklich war,
da eine Stiefmutter sie aus dem Herzen und schließ-
lich auch aus dem Hause des gutsituierten Vaters
gedrängt hatte! — wie sie wenigstens erzählte. Mit
einem Ruck saß der Gimpel an der Veimrute fest und
nahm vorläufig nochmals 20 Mark an, die er, in Er-
wartung der kommenden Reichtümer, sofort in zwei
Flaschen Champagner umsetzte.

Am folgenden Abende war Hasso schon vor den
andern zur Stelle, wie dies verabredet war. Als
ebenso pünktlich der Herr Premierlieutenant eintraf,
thronte eine Wolke auf seiner Stirn, und er bestellte
eine Flasche Burgunder. Er war bei seinem Banquier
gewesen, um Papiere zu verkaufen, aber dieser habe
abgeraten, da die Papiere augenblicklich sehr gefallen
seien und durch jegigen Verkauf große Verluste ent-
stehen müßten. Aber er sei, da er einmal seine Hilfe
zugefagt, zu einem Freunde gegangen, einem reichen
Rentier, früheren Rittergutsbesitzer, und dieser wolle
das Geld geben — hier atmete Freund Hasso wieder
auf —, aber, und dies werde er ihm nie vergeihen, nur
gegen Wechsel, und er selbst solle mit unterschreiben;
selbstverständlich werde er, seinem jungen Freunde zu-
liebe, dies thun. Aber der Rentier habe noch eine
Bedingung gestellt; „wann werden Sie Ihr Gramen
machen?“ fuhr nun der Versucher fort, „zu Ostern?“
Na, das trifft sich ja ganz gut, dann haben wir Zeit,
und ich werde den Wechsel auf vier Wochen nach
Ostern, also erst in acht Monaten zahlbar, aus-
schreiben. Bestehen werden Sie doch? Denn der
dumme Kerl, das Rentier — er lachte selbst über
diesen Witz —, will keinem Pressier oder Avantagier,
höchstens einem Fähnrich das Geld geben, und da habe
ich ihm natürlich gesagt, Sie seien bereits Fähn-
rich... also hier, aber trinken Sie erst aus, accep-
tieren Sie nun als Portepfeefähnrich im xten Kürassier-
regiment; wenn der Wechsel fällig ist, sind Sie's ja,
und der Wechsel kommt nicht aus meiner Hand, mein
Wort darauf.“ Einen Augenblick stupte der junge
Fant, aber da sah der hübsche Vorkopf der Therese
zum Zimmer herein und meldete, daß die andern
Herren eben gekommen seien, und — mit einem
Federzuge legte der junge Mann seine Ehre und die
Ehre seines Namens, sein ganzes Lebensglück in die
Hände jener Canaille! „Morgen abend um dieselbe
Zeit bringe ich Ihnen das Geld“, raunte nun der
Verführer seinem Opfer zu, „und damit Sie nicht in
Verlegenheit kommen bis dahin“ — sie hatten mittler-
weile unter den übrigen Platz genommen —, „werde
ich Ihnen so lange von meinem Gelde auf den Wechsel
200 Mark geben.“ Sofort erinnerte der arme Hasso
nun daran, daß er von der Freundlichkeit des Herrn
Premierlieutenants allmählich ja schon 150 Mark er-
halten habe und selbstverständlich dies Darlehen nun
sogleich zurückzahlen werde. „Na, wenn Sie denn
durchaus wollen...“ damit strich jener den größten
Teil des eben aufgezählten Geldes wieder ein.

Der Lieutenant empfahl sich an diesem Abende sehr
frühzeitig, da er noch in Gesellschaft zur Gräfin Y.
gehen müsse, und — Abend für Abend wartete nun
der unglückselige junge Mensch in jener Kneipe auf
seinen freundlichen Helfer und das Geld — natür-
lich vergeblich! Die Wangen des armen Kerls wurden
immer bleicher und die Angst um den Wechsel mit
dem Portepfeefähnrich immer wahnsinniger, bis nach
vier Wochen, am Abend vor dem Besuch bei mir,

ein Brief an den Institutsvorsteher einging, in welchem ein ganz unbekannter Mensch diesem mitteilte, daß er vor drei Wochen einen von dem jungen Grafen . . . acceptierten Wechsel über 5000 Mark in gutem Glauben gekauft und fast voll bezahlt habe, um soeben zu erfahren, daß er betrogen sei. Denn der Graf sei nicht Portepesführer, wie auf dem Wechsel stehe, sondern sei noch auf der „Presse“ und noch nicht einmal Soldat; er wolle aber das Unglück des jungen Herrn und den Ruin der Anstalt des Herrn Hauptmanns nicht, für die es keine Empfehlung sei, wenn der Fall ruchbar werde, und wolle schweigen gegen jedermann, wenn der alte Herr Graf, der ja ein feiner Mann sei, binnen acht Tagen den Wechsel einlöse.

„Ja, und nun wollen Sie sich totschicken, lieber Hasso?“ unterbrach ich zum erstenmal die Erzählung des im Fegfeuer Befindlichen, da der Hauptmann B. mir kurz mitgeteilt, daß er am Morgen dem jungen Mann den Revolver entzogen, so daß nur ein Spiegel durch den Schuß zertrümmert worden war. Dann wusch ich dem Leichtfertigen ganz gehörig den Kopf und nahm durchaus kein Blatt vor den Mund, versprach aber, einen Versuch zur Rettung zu machen. Ich nahm dem jungen Manne das Ehrenwort ab, meine Rückkehr ruhig abzuwarten, da ich zu seinem Vater reisen wolle, ihm dafür das feste Versprechen gebend, sein trauriges Geheimnis dem alten Herrn nicht zu verraten, und daß er, wenn alle Stränge rissen, nach drei Tagen in meiner Stube und auf meinem Tische einen geladenen Revolver finden würde! Dann ließ ich ihn gehen, nahm Urlaub und reiste noch an demselben Tage nach Schlesien zu dem alten Grafen; natürlich hatte ich für hinreichende Legitimation gesorgt.

Wie ich es möglich gemacht, ohne geradezu die Unwahrheit zu sagen und doch Vater und Sohn zu schonen, gehört nicht hierher, kurz, ich hatte bei meiner Rückkehr das ganze Geld in der Tasche!

Nun galt es, den Fuchs in seinem Bau zu überfallen. Den „Herrn Lieutenant“ kannte ich; er war als ganz junger Offizier ehrengerichtlich aus dem Offizierstande entfernt und im Laufe der Zeit wegen seines eleganten, sicheren Auftretens einer der schlimmsten Halsabschneider der Residenz geworden — und er kannte auch mich. Denn ich war mit ihm zusammen auf der Kriegsschule zu Erfurt gewesen und hatte ihn hier in Berlin schon einmal wegen eines Schurkenstreiches, der ihm ein Jahr Gefängnis eingebracht, verhaftet.

Selbstredend spielten die beiden Schurken, der kassierte Offizier und der Brieffschreiber, unter einer Decke.

Dem ersten rückte ich, ohne vorher bei dem Institute meines Freundes vorzusprechen, schon um 6 Uhr früh auf die Bude und zwar in Uniform, da sich sonst wohl die gut behütete Thür mir kaum geöffnet hätte. Ich traf ihn noch im Bette, und nach heftigem Kampfe, und obgleich er zuerst Stein und Bein geschworen, daß er den Wechsel gar nicht in seinem Besitz habe, gelang es mir, das fatale Papier gegen eine Zahlung von 800 Mark in meine Hände zu bekommen. Dann erst versicherte ich dem erbärmlichen Kerl, bei dem feige Angst und Frechheit wie Aprilwetter wechselten, daß ich ihn der Kriminalpolizei ganz speziell empfohlen und auch den Vorstand seines Reviers genügend über ihn informieren werde. Er verduftete darauf aus Berlin und fiel in Breslau, wohin ihm eine genügende Konduite umgehend gefolgt war, sehr bald dem Straf- richter in die Hände.

Als ich dann Freund B. und Monsieur Hasso die Rettung brachte und den entsetzlichen Wisch vor ihren Augen verbrannt, auch dem letzteren, um seine guten Vorsätze auf keine allzu große Probe gleich zu stellen, 500 Mark ausgehändigt hatte, atmeten wir alle erleichtert auf. Den Rest des Geldes sandte ich dem alten Grafen, der natürlich bei meiner Anwesenheit schon unter feurigen Dankesworten mir meine Reisekosten ersetzt hatte, zurück. Dieser schickte in seiner Freude dem Hasso, diesem „verfluchten Kerl“ (wie der alte Herr schmunzelnd mir gegenüber sich ausgedrückt hatte), der es verstand, so „elegant“ Schulden für die holde Weiblichkeit zu machen — ich hatte ihm dies so erzählt —, ebenfalls noch 1000 Mark. Und dieser, der Hasso? Hasso verneigte und vergeudete natürlich das ganze Geld binnen vierzehn Tagen, fiel dann natürlich durch das Examen, machte abermals faule Wechsel und schoß sich schließlich, ebenso natürlich, doch noch eine Kugel vor die Stirn. —

Abschied des Führers.

(Wid. S. 673.)

Sie wei ß d' Blämelisalp, die Frönde, e Herr Profässer us em Ditschland, si Frau und no e paar so Stadtlüt. De Hans bei sie a'g'no' als Führer, e frische brächtige Wurst. Und so fygged sie denn bärge, wo Matte zue Matte, bis sie zur „Alperose“ chömmd, „wo mer die schönst' Ussicht heig, zentumme“, so seit wenigstens der Hans, „chömmit no cho luege!“

Mer ischt da a chly abg'hodet, hät a Schöppli g'no' und a chly Brot und Chäs; die Frönde hend aber prästert. Rid so der Hans. Der hät gäng no mit dene zwei Meischene öpplis i' b'richte g'ha, b'funderbar mit dem Elisi. Und das Alinda wo sym Pfiffli hät er äggräp so v'griht, daß es hät nüd brönne welle, und 's Elisi seit nabe ihm und luegt en a mit eme Blicd . . .

„Hans, en bißchen dalli; wir wollen weiter!“ rüest de Herr Profässer; 's Lisebethli am Feister lacht dazue, 's Elisi ischt scho am dritte Bündhölzli, und der Hans flümet im zübe: „Numme nid g'sprängt, aber gäng hü!“

Nach dem Regen.

Nimm dich in acht vor Hof und Hecke,
Raff dir das Kleid am Gartenthor,
Es stößt im Wanderdrang die Schnecke
Nun tastend ihre Hörnchen vor.
Das fällt und tönt noch wunderbar
Wie Tropfen, die in Becher sinken,
Du siehst, zur Rechten und zur Linken
Vent manch gefüllter Kelch sich dar.

Es ruht der Stein in bunter Blöße,
Der Kies am Weg so blank poliert,
Und selbst des Himmels ew'ge Größe
Mit einem Ordensband verziert.
Verdoppelt hat in schwachem Schein
Sich droben Kreis um Kreis gezogen,
Und in den siebenfarb'gen Vogen
Stößt unser Turm sich schlank hinein.

Du aber lachst — ein Ruck — ein Regen,
Da ström't's auf meinen Hut und mich,
Wir danken beide für den Segen,
Doch das warst du — und jetzt komm' ich!
Ich hör' in Spott den Abschiedsgruß
Und seh' dein Haar, das windverwehte,
Du kannst nicht fliehn — die nassen Beete
Verhindern deinen leichten Fuß.

Und Aug' in Aug' so gegenüber,
Ein trozig Wort noch her und hin,
Dann bog ich lächelnd mir herüber
Das Haupt der holden Freulein.
Die Schnecke kroch durch Ried und Rist,
Sie sah nicht auf zu deinem Munde,
Und künd' ich heut das Glück der Stunde,
So weiß ja keiner, wer du bist. —

Carl Vasse.

Rote oder weiße Rosen?

(Wid. S. 677.)

„Berichter Kollege, ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müssen nach Carlsbad; lassen Sie Ihr Buch, System der Weltbildung durch den Weltwillen, acht Wochen liegen und trinken Sie Carlsbader Sprudel; das kuriert die Leber, und vielleicht erscheint Ihnen dann die Welt weniger schlecht als heute.“ So sprach der Delan der medizinischen Fakultät nicht ohne ironische Richter hinter der goldenen Brille zu dem ordentlichen Professor der Philosophie Herrn Doktor Eduard Gramarius — was blieb dem übrig, als dem Rat zu folgen! Wenn er auch die Mitglieder der medizinischen Fakultät nicht für vollberechtigte Priester der Wissenschaft, für unphilosophische Köpfe hielt, in der gemeinen Praxis hatten sie doch manche Erfahrung gewonnen, also auf nach Carlsbad. Und nun schau man sich heute den leberkranken Professor der Philosophie an, kaum vier Wochen nach der Ankunft! Sein struppiger Vollbart ist geputzt, statt des schwarzen, ehernwüchigen Kops trägt er ein Eigerkloßkäm, und wahrhaftig, da steht er bei den Blumenverkäuferinnen und sucht sich einen Rosenstrauch zusammen für seine Kochbarin beim Mittagstisch im Haus Britannia! Ja, der Sprudel thut auch Wunder!

Unser Bild ist die Wiedergabe eines Blattes aus dem Prachtwerk „Carlsbad“. In neunundzwanzig herrlichen, mit wahrhaft vornehmen künstlerischen Empfinden ausgeführten Kompositionen hat der bekannte Wiener Maler W. Gause die Stadt Carlsbad, diese Perle Böhmens, und das elegante, bunte und reichbewegte Leben geschildert, das sich alljährlich zur Sommerzeit in diesem Weltkurort abspielt.

Wilhelm Gause ist aus zahlreichen Bildern bekannt, die er in den vornehmsten deutschen Zeitschriften zu veröffentlichen pflegt, und die gewöhnlich Zeitergebnisse illustrieren. Aber er ist doch nicht bloß ein treuer Berichtshatter und Illustrator der Zeit, sondern noch etwas mehr, sogar viel mehr. Gause ist ein Kritiker der Zeit, ein ernster oder humoristischer Sittenmaler. Er sieht offenbar als ein denkender Mann in das Gemwühl des Lebens hinein. Kleidung und Haltung, Physiognomie und Bewegung der Menschen reden zu ihm eine berechte Sprache, sie verraten ihm den Charakter, vielleicht auch die Geschichte der Leute. Und wenn dieser Künstler jahraus, jahrein dem Verufe folgt, die Gegenwart zeichnend und malend festzuhalten, so begreift man leicht, daß er schließlich auf den Gedanken kommen mußte, die Sitten dieser Gegenwart, die ihm so vertraut ist, einmal in größerem Stile darzustellen.

Und in dem großen Sinne als Sittenmaler der Gegenwart hat Gause sein Werk ausgeführt. Er ging nicht nach Carlsbad, um sich kleine Genrebildchen zu holen, die er anderwärts leicht auch hätte finden können, sondern man sieht es seinem Werke an, daß er sich des internationalen Charakters des Weltkurorts bewußt war und in die Seele gleichsam dieser Stadt von den verschiedensten Seiten eindringen sich bestrebt. Es ist geradezu bewunderungswürdig, was alles er aus diesem Carlsbad zu holen verstand, mit welcher Vielseitigkeit er sich künstlerisch der Stadt bemächtigte. Er ist Landschaftler, Sittenmaler, Archi-

tekturzeichner, Bedutenmaler, Sitten- und Genremaler in einer Person. Er führt uns nach einer Gesamtüberficht über die ganze Stadt an alle ihre merkwürdigen Plätze: auf die Alte Wiege, vor das Goethe- und vor das Schillerhaus, in das Theater, in die Kolonnaden, zum Sprudel, in den Ballsaal, in die Wälder, zum Hirschsprung, zur Körnerreihe, zum Hans Heiling-Felsen, und ist dabei so künstlerisch klug, uns diese Orte alle in einer ihnen am meisten entsprechenden Beleuchtung und Stimmung zu zeigen, in der Tages- oder Nachtzeit, wo sie sich am besten ausnehmen. Je länger man in diese Blätter des ebenso geistreichen als kunstvollen Malers hineinschaut, um so lebhafter steigen die Erinnerungen an das Badeleben vor uns auf; man vergegenwärtigt sich nicht bloß den äußeren Schauplatz, sondern auch die Stimmung selbst, in der man sich dort längere oder kürzere Zeit aufhielt. Und wer Carlsbad noch nicht kennt, der lernt es aus diesen Blättern kennen, als wäre er dort aufgewachsen.

Der Expresing Rom-Paris.

Kriminalroman

Arthur Griffiths.

6

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von F. Mangold.

18.

Ripaldi's Tagebuch — denn daß es das seine war, ging deutlich aus dem auf der ersten Seite voll ausgeschriebenen Namen, Natale Ripaldi, hervor — war ein ganz gewöhnliches, in verschossenes graues Leinen gebundenes und an den Rändern und Ecken durch Metallbeschläge verstärktes Notizbuch. Die Blätter waren von grobem Papier, rot und blau liniert, mit zerstückelten und schmutzigen Ecken, denen man ansah, daß das Buch stark gebraucht worden war.

Die ersten Einträge bestanden nur aus Aufzeichnungen über gethane oder noch zu besorgende Arbeiten.

„11. Jan. Soll um 12.30 im Café di Roma sein. Beppo will mich dort treffen.“

13. Jan. M. V. aufgespiert. War zuletzt Modell in S's Atelier, Palazzo B.

15. Jan. Im Circolo Bonafede bereitet sich etwas vor. Rouvain, Malatesta und der Engländer Sprot sind beigetreten, lauter bekannte Anarchisten.

20. Jan. Nicht zu vergessen, den Wirt zu bezahlen, das Biest will nicht länger warten. Auch X. drängt, ebenso Mariuccia. Die Lage wird bedenklich.

23. Jan. Auftrag erhalten, O. zu überwachen. Ob ich von dem etwas erreichen könnte? Nein. Gege- starke Zweifel an seiner Zahlungsfähigkeit.

10., 11., 12. Febr. Hinter O. her. Noch keinen Grund zum Einschreiten.

27. Febr. O. weiß den äußeren Schein zu wahren. Habe ich mich geirrt? Soll ich doch einmal bei ihm anknöpfen? Furchtbar bedrängt. X. droht, mich zu verklagen.

1. März. O. in Schwierigkeiten. Jeden Abend bis spät in die Nacht aus. Spielt hoch, aber mit wenig Glück.

3. März. O. führt etwas im Schilde. Vorbereitungen zur Abreise?

10. März. Habe O. hier, dort, überall gesehen.“

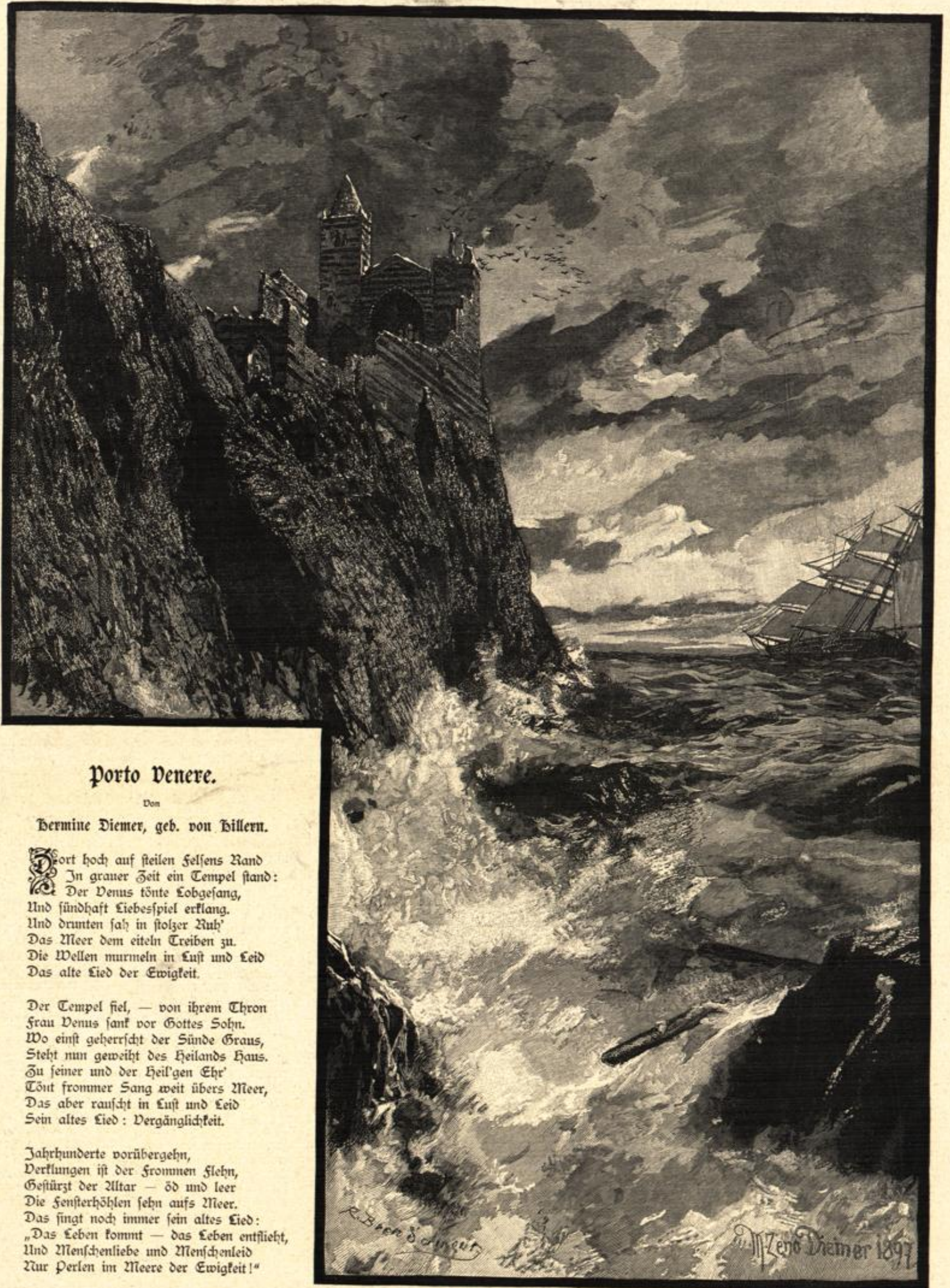
Hierauf folgt ein kurzer Bericht über Quadlings Thun und Treiben am Tage vor seiner Abreise von Rom, und dieser Bericht stimmt im wesentlichen mit dem überein, was in den früheren Kapiteln erzählt worden ist. Zum größten Teil war er in der Form von Ueberlegungen, Mutmaßungen, Hoffnungen und Befürchtungen gehalten, denn ohne Zweifel hatte die Gile und Haft der Verfolgung die unmittelbare Aufzeichnung der Ereignisse unmöglich gemacht, und sie war am folgenden Tag im Zug vervollständigt worden.

„17. März (der vorhergehende Tag). Er hat sich nicht blicken lassen. Ich hoffte, ihn im Bahnhofrestaurant in Genua zu sehen, aber er hat sich seinen Kaffee vom Schaffner in den Wagen holen lassen. Wollte Bekanntschaft mit ihm anknüpfen.“

12 Uhr 30. In Turin gestrichelt. O. kam nicht zum Essen herein, trieb sich vor dem Restaurant umher. Habe ihn angerebet, erhielt aber kurze Antwort. Scheint der Beobachtung aus dem Weg gehen zu wollen. Aber er spricht doch mit andern. Hat sich die Bekanntschaft mit der Jungfer der Gräfin zu nütze gemacht und wünscht eine Unterredung mit der Gräfin selbst. „Teilen Sie ihr mit, ich müsse sie sprechen,“ hörte ich ihn sagen, als ich einmal dicht an ihnen vorbeiging. Darauf trennten sie sich hastig.

In Rodane erschien er zur Zollunteruchung und nachher in der Restauration. Verbeugte sich über den Tisch hinweg vor der Dame. Sie schien ihn kaum zu erkennen, und das ist befremdlich. Natürlich kennt sie ihn, denn warum . . . ? Es bestehen Beziehungen zwischen ihnen, und das Mädchen ist eingeweiht.

Was soll ich thun? Ich könnte alle ihre Pläne



Porto Venere.

Don

Bermine Diemer, geb. von Hüllern.

Dort hoch auf steilen Felsens Rand
 In grauer Zeit ein Tempel stand:
 Der Venus tönte Lobgesang,
 Und sündhaft Liebespiel erklang.
 Und drunten sah in stolzer Ruh'
 Das Meer dem eiteln Treiben zu.
 Die Wellen murmeln in Lust und Leid
 Das alte Lied der Ewigkeit.

Der Tempel fiel, — von ihrem Thron
 Frau Venus sank vor Gottes Sohn.
 Wo einst geherrscht der Sünde Graus,
 Steht nun geweiht des Heilands Haus.
 Zu seiner und der Heil'gen Ehr'
 Tönt frommer Sang weit übers Meer,
 Das aber rauscht in Lust und Leid
 Sein altes Lied: Vergänglichkeit.

Jahrhunderte vorübergehn,
 Verklungen ist der Frommen flehn,
 Gestürzt der Altar — öd und leer
 Die Fensterhöhlen sehn aufs Meer.
 Das singt noch immer sein altes Lied:
 „Das Leben kommt — das Leben entflieht,
 Und Menschenliebe und Menschenleid
 Nur Perlen im Meere der Ewigkeit!“

Ruine der Kirche S. Pietro, im Jahre 1118 von den Visanern an Stelle eines antiken Venus-tempels erbaut.

Porto Venere bei Spezia. Originalzeichnung von M. Zeno Diemer.



Abchied des Führers. Nach dem Gemälde von Hans Bachmann.

durchkreuzen, wenn ich eingreifen wollte. Wohinter sind sie her? Ohne Zweifel hinter seinem Geld.

Dahinter bin ich auch her, und ich habe das größte Recht darauf, denn ich kann ihm am meisten nützen. Er ist vollständig in meiner Gewalt, und er wird das einsehen — denn dumm ist er nicht —, sowie er erfährt, wer ich bin und warum ich ihm folge. Deshalb wird er es für der Mühe wert halten, sich von mir loszulassen, falls ich willens bin, mich und meine Pflicht und die Prefettura zu verkaufen, und warum sollte ich das nicht? Was kann ich denn Besseres thun? Wird sich mir jemals wieder eine solche Gelegenheit bieten? Zwanzig, dreißig, vierzigtausend Lire und vielleicht noch mehr auf einen Schlag! Das ist ja geradezu ein Vermögen! Ich könnte nach Nord- oder Südamerika gehen und Mariuccia nachkommen lassen — nein cospetto! ich will frei bleiben! Für mich selbst will ich das Geld ausgeben, denn ich allein habe es erworben, und unter welchen Gefahren!

Ich habe mir die Sache so ausgedacht:

Gegen Ende unsrer Reise, ganz kurz ehe wir Paris erreichen, werde ich zu ihm gehen, mich ihm zu erkennen geben, mit Verhaftung drohen und ihm dann zeigen, wie er entkommen kann. Daß er nicht annimmt, ist nicht zu besorgen; er muß, was er auch mit den andern verabredet haben mag. Denen werde ich ein Schnippchen schlagen. Von mir hat er am meisten zu fürchten.

Zwischen dieser und der nächsten Aufzeichnung lag ein längerer Zwischenraum — ohne Zweifel die Zeit, während die That begangen worden war —, und die weiteren Einträge waren mit zitternden Fingern geschrieben worden, so daß die Schrift sehr unregelmäßig und kaum leserlich war.

„Hu! Ich zittere noch vor Entsetzen und Angst! Ich kann es nicht aus meinen Gedanken loswerden und werde es nie können. Was hat mich dazu gereizt? Wie habe ich es über mich gewinnen können, das zu thun?“

Nur um dieser zwei Frauenzimmer willen — sie sind Teufelinnen und Furien —, sonst wäre es nicht notwendig gewesen. Nun ist eine von ihnen entwischt, und die andre, sie ist hier, so kaltblütig, so gesammelt und ruhig! Wer hätte das von ihr gedacht? Daß sie, eine Dame von Rang und hoher Herkunft, vornehm, zart und weichherzig... Weichherzig? Diese Teufelin! O, ich werde sie nicht vergessen!

Und nun hat sie mich in ihrer Macht. Aber habe ich nicht auch sie? Wir segeln in demselben Boot und müssen zusammen schwimmen oder untergehen. Wir sind gleich gebunden, ich an sie, und sie an mich. Was sollen wir thun? Wie uns den Nachforschungen gegenüber verhalten? Heilige Mutter Gottes! Warum habe ich es nicht gewagt und bin hinausgeklüffelt wie das Mädchen? Ein furchtbarer Augenblick wäre es ja gewesen, aber das Schlimmste wäre vorüber, und jetzt...

So ging es in derselben zitterigen, erregten Handschrift noch weiter, und aus dem Inhalt ergab sich, daß die Aufzeichnungen im Wartezimmer auf dem Bahnhof gemacht worden waren.

„Ich muß ihre Aufmerksamkeit erregen, aber sie will nicht nach mir hinsehen. Ich will ihr begreiflich machen, daß ich ihr etwas Besonderes mitzuteilen habe, und daß ich es, da uns das Sprechen verboten ist, hier einschreibe, und daß sie versuchen muß, mir das Buch abzunehmen und unbeobachtet zu lesen.“

Verdammt! Wie dumm sie sich stellt. Hat die Angst sie völlig betäubt? Aber ich will trotzdem alles aufschreiben.

Nun folgte das, was die Polizei für so erdrückende Beweise hielt.

„Gräfin! Vergessen Sie nicht! Schweigen — unbedingt Schweigen. Kein Wort darüber, wer ich bin oder was wir beide wissen! Es ist geschehen und kann nicht ungeschehen gemacht werden. Seien Sie mutig und entschlossen, geben Sie nichts zu. Leugnen Sie, daß Sie ihn oder mich kennen. Schwören Sie, daß Sie die ganze Nacht tief geschlafen haben, suchen Sie eine Ausrede, die das wahrscheinlich macht. Sagen Sie, Sie hätten ein Schlafmittel genommen, aber seien Sie auf Ihrer Hut und verraten Sie nichts über mich. Ich warne Sie! Lassen Sie mich in Ruhe, oder... aber Ihre und meine Interessen sind ja dieselben, und wir müssen zusammenstehen oder fallen. Später will ich mit Ihnen zusammentreffen — ich muß Sie irgendwo finden. Wenn wir uns vor dem Bahnhof verfehlen, schreiben Sie an mich ins Grand Hotel, und teilen Sie mir Ihre Adresse mit. Dies ist unumgänglich nötig. Nochmals: Schweigen und Vorsicht!“

Damit war die Schrift im Notizbuch zu Ende. Ihre Durchsicht beschäftigte Sir Charles fünfzehn bis zwanzig Minuten, während deren die französischen Beamten sein Gesicht scharf und sein Freund, Oberst Papillon, es ängstlich beobachtet hatten.

Aber des Generals Züge waren undurchdringlich, und als er mit dem Lesen zu Ende war, blätterte er zurück und las einige Seiten wieder und wieder, wobei er das Buch so hielt, daß das Licht voll darauf fiel

und er die Schrift mit gespanntem Interesse zu prüfen schien.

„Nun?“ fragte der Richter endlich, als sein Blick den Augen des Generals begegnete.

„Beden Sie diesem Beweisstück große Bedeutung bei?“ fragte Sir Charles mit ruhiger, leidenschaftsloser Stimme.

„Finden Sie es nicht natürlich, daß wir das thun? Ist es nicht bedeutend, überzeugend belastend?“

„Das würde es natürlich sein, wenn man sich darauf verlassen könnte, allein in dieser Hinsicht habe ich meine Zweifel, und zwar sehr ernste Zweifel.“

„Bah!“ warf der Chef dazwischen, „das sind doch nur leere Vermutungen und Behauptungen. Warum sollen wir dem Buch nicht glauben? Es ist vollkommen echt.“

„Einen Augenblick, Herr Chef,“ unterbrach ihn der General, die Hand erhebend. „Haben Sie nicht bemerkt — einem so scharfsichtigen Polizeibeamten kann das unmöglich entgangen sein —, daß die Einträge nicht alle in derselben Handschrift geschrieben sind?“

„Was? Aber das ist doch zu abgeschmackt!“ riefen beide Beamte wie aus einem Mund.

Wenn sie zugeben mußten, daß diese Entdeckung eine unbestreitbare Tatsache war, dann mußte sie zu ganz andern Schlussfolgerungen führen, das sahen sie sofort ein.

„Prüfen Sie das Buch doch selbst. Mir ist es völlig klar und kann gar keinem Zweifel unterliegen,“ antwortete Sir Charles. „Ich behaupte bestimmt, daß die letzten Seiten von einer andern Hand herrühren als die ersten.“

19.

Mehrere Minuten saßen der Untersuchungsrichter und der Chef der Sicherheitspolizei über das kleine Buch gebeugt, prüften und verglichen Seite für Seite, schüttelten die Köpfe und konnten sich nicht entschließen, dem zu glauben, was ihnen ihre Augen sagten.

„Ich sehe keinen Unterschied,“ sagte der Richter endlich. „Allerdings ist eine gewisse Verschiedenheit bemerkbar,“ fügte er mit augenscheinlichem Widerstreben hinzu, „aber die ist auch sehr erklärlich.“

„Sehr richtig,“ stimmte Herr Flocon zu. „Beim Schreiben des ersten Teiles war er ruhig und gesammelt; die letzten Einträge, die so unregelmäßig, so schief und schlecht geschrieben sind, rühren aus der Zeit, wo er sein Verbrechen eben begangen hatte und infolgedessen aufgeregter, erschüttert und nicht ganz Herr seiner selbst war. Daß unter solchen Umständen die Schrift verschieden ausfällt, ist wohl nicht zu verwundern.“

„Oder er hatte die Absicht, sie zu verstellen. Dieser Wunsch wäre auch erklärlich,“ meinte der Richter.

„Also daß ein Unterschied vorhanden ist, geben Sie doch zu?“ fragte der General, die Blöße, die sich seine Gegner gegeben hatten, geschickt benutzend. „Aber es ist mehr als nur eine Verstellung der Handschrift. Auch bei der besten Verstellung kehren gewisse unveränderliche Züge immer wieder. Manche Buchstaben verraten sich auch in der geschicktesten Verstellung. Ich weiß, was ich sage, denn ich habe mich viel mit der Handschriftenkunde beschäftigt, die mich sehr interessiert. Dieses hier ist das Werk zweier verschiedenen Hände. Ziehen Sie einen Sachverständigen zu Rate, und Sie werden finden, daß er meiner Ansicht beitrifft.“

„Nun gut,“ sprach der Richter nach einer Pause, „wir wollen uns einmal für den Augenblick auf Ihren Standpunkt stellen. Was folgern Sie daraus? Zu welcher Ansicht führt es Sie?“

„Was daraus folgt? Zu welcher Ansicht es führt? Aber das liegt doch auf der Hand!“ antwortete Sir Charles nicht ohne eine gewisse Geringschätzung.

„Ich habe mir allerdings meine Ansicht gebildet — ja, aber ich möchte wissen, ob sie mit der Ihren übereinstimmt. Sie glauben also?“

„Ich weiß,“ verbesserte der General. „Ich weiß, daß dieses Buch, da zwei Personen hineingeschrieben haben, entweder nicht Ripaldi gehört oder daß der letzte Schreiber nicht Ripaldi gewesen ist. Den letzten Schreiber habe ich bei der Arbeit gesehen, mit diesen meinen eignen Augen, und doch hat er nicht in Ripaldis Hand geschrieben — das ist unbestreitbar, und ich bin dessen so sicher, daß ich es beschwören könnte — also ist er nicht Ripaldi.“

„Aber das hätten Sie doch schon damals wissen können,“ warf Herr Flocon ärgerlich dazwischen. „Warum haben Sie diese Verwechslung der Persönlichkeit nicht aufgedeckt? Sie mußten doch sehen, daß es nicht Ripaldi war.“

„Bitte sehr um Entschuldigung, aber ich kenne den Menschen ja gar nicht. Auf der Reise habe ich ihn nicht besonders beachtet, denn ich hatte dazu keine Veranlassung. Mit Ausnahme der Gräfin und meines Bruders habe ich mit keinem meiner Mitreisenden verkehrt oder etwas zu thun gehabt.“

„Aber unter den andern wäre doch sicher einer gewesen, der die Veränderung bemerkt hätte,“ fuhr der Richter fort, der nicht mehr wußte, was er denken

sollte. „Das allein würde genügen, Ihre Anschauung zu verwerfen, Herr General.“

„Ich stelle mich auf den Boden von Thatfachen und nicht auf den von Anschauungen,“ behauptete der General fest, „und ich bin sicher, daß ich recht habe.“

„Aber wenn das nicht Ripaldi war, wer war es denn? Wer hätte wohl Veranlassung, in seinem Anzug und Charakter aufzutreten und derartige Aufzeichnungen zu machen, als ob sie von ihm herrührten?“

„Jemand, der die Absicht hatte, den Verdacht von sich auf andre zu lenken.“

„Warten Sie einmal — gesteht er nicht seine Schuld offen ein?“

„Was kommt darauf an, wenn er nicht Ripaldi ist? Sowie die Untersuchung vorüber war, konnte er sich aus dem Staub machen und seinen eignen Namen wieder annehmen, den eines Mannes, der für ermordet gehalten wird und deshalb vor jeder Verfolgung sicher ist.“

„Was? Sie meinen... Das muß ich sagen, Herr General, alle Achtung, ich mache Ihnen mein Kompliment. Das ist wirklich geistvoll! Merkwürdig! Wahrscheinlich großartig!“ rief der Richter, und nur Berufseifersucht verhinderte Herrn Flocon, in das Lob mit einzustimmen.

„Wie? — Was? — Ich verstehe nicht!“ rief Oberst Papillon ganz erstaunt, denn er war etwas schwerer von Begriffen als die andern Anwesenden.

„O, die Sache ist ganz einfach, mein lieber Jack,“ erklärte der General. „Ripaldi muß versucht haben, Geld von Quabbling zu erpressen, wie das seine Absicht war, aber Quabbling hat den Spieß umgekehrt. Ohne Zweifel ist es zu einem Kampf zwischen ihnen gekommen, und Quabbling hat ihn getötet, vielleicht in der Notwehr. Wahrscheinlich würde er sich der Polizei gestellt haben, wenn er nicht als betrügerischer und flüchtiger Bankrottmacher in einer eigentümlichen Lage gewesen wäre, so daß er es nicht wagte. So fasse ich die Sache auf, und ich glaube, diese beiden Herren sind jetzt geneigt, mir beizustimmen.“

„Allerdings müssen wir zugeben,“ sprach der Richter, sehr entgegenkommend, „daß wir diese Darstellung des Vorgangs für höchst wahrscheinlich zutreffend halten, aber bestimmte Beweise für den Namenstausch wären doch dringend wünschenswert. Wenn wir nur die Persönlichkeit des Leichnams feststellen und zweifellos darthun könnten, daß es nicht Quabbling ist! Noch besser wäre es, wenn wir uns diesen sogenannten Ripaldi nicht hätten durch die Finger schlüpfen lassen! Sie werden ihn niemals finden, lieber Flocon, niemals!“

Der kleine Chef ließ den Kopf hängen und gab schweigend die Berechtigung dieses Vorwurfs zu.

„Vielleicht können wir Ihnen in beiden Richtungen behilflich sein, meine Herren,“ sprach Sir Charles zuvorkommend. „Hier, mein Freund, Oberst Papillon, wird wohl sagen können, ob es der Leichnam Quabblings ist, denn er hat ihn vor ein paar Jahren in Rom genau gekannt.“

„Einen Augenblick, meine Herren,“ rief der Chef der Sicherheitspolizei, schlug auf eine Glocke und befahl, daß sofort zwei Droschken vor die Thür geholt werden sollten.

„Das ist recht, Herr Flocon,“ sprach der Richter, „wir wollen sogleich nach der Leichenhalle fahren, wo der Leichnam jetzt sein muß. Sie werden uns Ihre Hilfe nicht versagen, Herr Oberst?“

„Nur eine Minute,“ fuhr Flocon fort. „Wegen der andern Sache, Herr General, können Sie uns helfen, diesen Bösewicht, wer es auch sein mag, zu finden?“

„Ja. Der Mann, der sich Ripaldi nennt, hält sich oder hielt sich wenigstens vor etwa einer Stunde im Hotel Zvoire, Rue Vellechasse, auf, aber ich fürchte, es ist viel Zeit verloren worden.“

„Trotzdem wollen wir hinschicken.“

„Auch diese Hortense war bei ihm, als wir zuletzt von ihm gehört haben.“

„Woher wissen Sie das?“ fragte der Chef, von neuem mißtrauisch.

„Bah!“ unterbrach ihn der Richter, „das hat Zeit bis später. Jetzt ist der Augenblick gekommen, zu handeln, und wir schulden dem Herrn General zu viel, als daß wir ihm mißtrauen dürften.“

„Danke Ihnen; das von Ihnen zu hören, macht mir Freude,“ fuhr Sir Charles fort, „aber wenn ich Ihnen etwas von Nutzen gewesen bin, schulden Sie mir vielleicht einen kleinen Gegendienst. Die arme Dame! Stellen Sie sich nur vor, was sie leiden muß. Jetzt werden Sie sie doch gewiß freilassen, wenn ich darum bitte?“

„Es thut mir aufrichtig leid, Herr General, aber ich sehe nicht, wie sich das mit meiner Pflicht vereinigen ließe,“ wandte der Richter ein.

„Dann erlauben Sie ihr wenigstens, nach dem Hotel zurückzukehren. Dort kann sie Ihnen zur Verfügung bleiben; dafür stehe ich Ihnen ein.“

„Wie können Sie sich für sie verbürgen?“

„Sie wird, denke ich, thun, worum ich sie bitte, wenn ich ihr ein paar Zeilen schreiben darf.“

Ueber das Drängen des Generals lächelnd, gab der Richter nach, denn sein Scharfblick ließ ihn ahnen, was dahinter verborgen war.

Kurze Zeit darauf fuhren drei Droschken vom Präsekturgebäude ab: eine Abteilung von Polizeibeamten machte sich auf den Weg, Ripaldi zu verhaften, die Gräfin kehrte nach dem Hotel Madagaskar zurück, und der Richter und seine Begleiter fuhren nach der Leichenhalle, die nicht weit entfernt war, und wo sie bald darauf mit allen Zeichen der Achtung und Rücksicht empfangen wurden.

Der oberste Beamte der Morgue wurde gerufen und trat entblößtes Hauptes und mit einer tiefen Verbeugung vor seinen vornehmen Besuchern an die Droschke.

„Guten Tag,“ sprach Flocon, „wir kommen, um eine Persönlichkeit festzustellen. Die Leiche vom Yvonne Bahnhof, die von dem Mord im Schlafwagen herrührt, ist doch schon da?“

„Gewiß, ich stehe zu Diensten, Herr Chef,“ erwiderte der alte Mann dienstfertig. „Wenn sich die Herren gefälligst ins Bureau bemühen wollen, werde ich Sie sogleich hinten in die Totenkammer führen. Es sind viele Leute da drüben.“

Die gewöhnliche Menge Neugieriger zog langsam vor den großen Glasscheiben der furchtbarsten Schaukasten der Welt vorüber, vor den auf Marmorplatten ausgestreckten Leichnamen, vor den zerstörten und zerrissenen Ueberbleibseln menschlicher Körper.

Aus was für Leuten besteht diese neugierige Menge, und welche seltsamen, krankhaften Triebe führen sie hierher? Jene dicken, gemütlich aussehenden Dienstmädchen mit ihren Körben am Arm, diese anständigen Arbeiter in staubigen Blusen, die sich hier die Zeit während der Ruhepausen in ihrer Arbeit vertreiben, die Bummler männlichen oder weiblichen Geschlechts in verschiedenen Abstufungen der Verkommenheit und der Schande? Einige sind ohne Zweifel aus Gründen hierhergekommen, wogegen sich nichts einwenden läßt. Die Qual einer furchtbaren Spannung liegt in ihren Zügen, und sie zittern vor Angst, unter den ausgestellten Zeichen einen teuren Angehörigen zu entdecken. Andre starren gleichgültig auf die „Beute“ des Tages und fragen sich vielleicht, ob ihnen nicht dasselbe Schicksal beschieden sein könne. Auch einzelne Neugierige sind darunter, nicht nur Franzosen, denn die Pariser Morgue gilt bei sensationslüsternen Fremden für eine Sehenswürdigkeit. Am seltsamsten von allem aber ist es, daß selbst der Mörder, der Vollbringer einer abscheulichen That, hierherkommt, gerade an die Stelle, wo sein Opfer todesstarr und anklagend ausgestreckt liegt, und es wie verzweifelt angloht, vielleicht mehr von Reue als von Besorgnis vor der Gefahr erfüllt, der er sich aussetzt. Dieser Zug ist so gewöhnlich, daß die Pariser Polizei bei geheimnisvollen Morden einen verkleideten Beamten unter die Menge vor der Morgue schickt und dadurch schon manchen denkwürdigen Gang gemacht hat.

„Hierher, meine Herren, hierher,“ sprach der Oberbeamte und führte die Gesellschaft durch einige Zimmer in die inneren Räume des Gebäudes. Dort waren sie hinter den Goullissen der Morgue, und deren schauerlichsten Geheimnisse wurden ihnen auf ihrem Weg enthüllt.

Die Temperatur war plötzlich weit unter den Gefrierpunkt gesunken, und die eisige Kälte drang ihnen bis ins Mark. Noch schlimmer war der überall herrschende scharfe Geruch nach künstlich aufgehaltener Verwesung. Das Kaltluftverfahren, die neueste Errungenschaft der Wissenschaft, dient jetzt auch in der Morgue zur Verzögerung des Verfalls der Gewebe und um die Leichen frisch zu erhalten, so daß sie länger ausgelegt bleiben können als zur Zeit, wo fließendes Wasser das einzige Hilfsmittel war. Außerdem sind auch noch mehrere besonders eingerichtete Kältekammern vorhanden, worin unerkannte Leichen noch monatelang aufbewahrt und woraus sie erforderlichenfalls hervorgeholt werden konnten.

„Was für ein widerlicher Ort!“ rief Sir Charles. „Uns Himmels willen, eilen Sie sich, Jach, damit wir sobald als möglich wieder von hier fortkommen.“

„Wo ist der Mann, den ich erkennen soll?“ fragte Oberst Papillon infolge dieser Aufforderung rasch.

„Dort, der dritte von links,“ flüsterte Herr Flocon.

„Wir hoffen, Sie würden die Leiche sofort erkennen.“

„Das? Unmöglich! Das haben Sie doch gewiß nicht erwartet. Das Gesicht ist ja so zugerichtet, daß kein Mensch sagen kann, wer es ist.“

„Sind gar keine Zeichen da, woran Sie erkennen könnten, ob es Quabbling ist oder nicht?“ fragte der Richter in sehr enttäuschem Ton.

„Nicht das geringste; und dennoch bin ich vollkommen überzeugt, daß er es nicht ist, aus dem einfachen Grund, weil —“

„Nun, nun? Fahren Sie fort!“

„Weil Quabbling selbst draußen unter der Menge steht!“

Der erste, der sich die volle Bedeutung dieser Aeußerung des Oberst Papillon klar machte, war Flocon; hastig sagte er zum Oberbeamten:

„Laufen Sie, laufen Sie und lassen Sie die äußeren Thüren schließen. Niemand darf das Gebäude verlassen! — Treten Sie zurück, meine Herren,“ fuhr er fort und drängte seine Begleiter mit wahnsinniger Hast in den Hintergrund der Totenkammer. „Gebet der Himmel, daß er uns nicht gesehen hat; er würde uns erkennen, auch wenn wir ihn nicht unter der Menge herausfinden.“

Hierauf ergriff er den Oberst am Arm und führte ihn durch die hinteren Gänge und die Kanzlei in den äußeren, dem Publikum zugänglichen Raum, wo die überraschte Menge schweigend und ängstlich eine Erklärung ihrer plötzlichen Einsperrung erwartete.

„Rasch, Herr Oberst,“ flüsterte der Chef, „zeigen Sie ihn mir.“

Die Aufforderung war nicht überflüssig, denn als Oberst Papillon vortrat und mit den Worten: „Herr Quabbling, wenn ich nicht irre,“ seine Hand einem Manne auf die Schulter legte, war der Polizeibeamte kaum im Stande, einen Ausruf der Ueberraschung zu unterdrücken.

Der Mann, der so angeredet worden war, glich niemand, den der Chef bisher gesehen hatte, am wenigsten Ripaldi. Der Schnurrbart war verschwunden, der Anzug ganz anders, und eine Brille mit dunkelgrünen Gläsern vervollständigte die Verkleidung. Daß Papillon ihn erkannt hatte, war zu verwundern, allein Quabbling hatte in dem Augenblick, als des Obersten Blick auf ihn gefallen war, zufällig gerade die Brille abgenommen, wahrscheinlich um den Gegenstand, der der Zweck seines Besuches der Morgue war, die unheimliche Frucht seiner eignen, grausamen That, besser sehen zu können.

Natürlich wich er mit gut gespielter Entrüstung zurück, wobei er halb unverständlich etwas Französisches murmelte und mit Worten und Gebärden jede Bekanntschaft mit dem Herrn, der ihn so unverhofft angeredet hatte, in Abrede stellte.

„Das ist ja ganz unerträglich!“ rief er. „Wer sind Sie denn, daß Sie sich herausnehmen —“

„Nur hübsch friedlich!“ unterbrach ihn Herr Flocon ruhig; „wir wollen das eingehend besprechen, aber nicht hier. Kommen Sie mit in die Kanzlei, kommen Sie — oder sollen wir Gewalt brauchen?“

Dagegen war nichts mehr zu machen, und der Fremde ließ sich nach einem ziemlich mißglückten Versuch, die getränkte und empörte Anschuldigung zu spielen, abführen.

„Nun sehen Sie sich ihn genau an, Herr Oberst. Kennen Sie ihn? Sind Sie überzeugt, daß er —“

„Es ist Mister Quabbling, früher Banquier in Rom; darüber bin ich nicht im geringsten im Zweifel. Ich erkenne ihn ohne alle Frage.“

„Das genügt. — Ruhig, Herr!“ rief der Chef, sich an Quabbling wendend. „Sie haben hier gar keine Bemerkungen zu machen. Auch ich erkenne jetzt in Ihnen den Menschen, der sich vor ein paar Stunden Ripaldi nannte. Leugnen ist ganz nutzlos. — Lassen Sie,“ fuhr er fort, sich an den Oberbeamten wendend, „ihn durchsuchen, aber recht gründlich, verstehen Sie wohl? Rufen Sie Ihre Leute herbei; er könnte Widerstand leisten.“

Der Glende wurde mit geringer Rücksicht behandelt, und in weniger als drei Minuten hatten die Leute jede Tasche, jede geheime Falte durchsucht und ihn sozusagen umgestülpt. Danach konnte kein Zweifel an seiner Persönlichkeit mehr bestehen und noch weniger an seiner Thäterschaft in Hinsicht auf das Verbrechen.

Unter den vielen, schwer belastenden Beweisen seiner Schuld fand sich zunächst die Brieftasche des Schlafwagenschaffners. Darin steckten die Liste und die Fahrkarten der Reisenden, kurz alle die Papiere, die Groote auf so unerklärliche Weise abhandeln gekommen waren. Natürlich waren sie ihm mit der Absicht aus der Tasche gestohlen worden, die Untersuchung wegen des Mordes zu erschweren. Sodann wurde aus einer andern inneren Tasche ein Etui zum Vorschein gebracht, das Visitenkarten Quabblings enthielt, ferner mehrere an ihn überschriebene Briefe, vor allem aber ein dickes Bündel Banknoten aller möglichen Länder, englische, französische, italienische und so weiter, zum Gesamtwert von mehreren tausend Pfund.

„Wollen Sie noch immer leugnen? Bah! Das ist ja kindisch, nutzlos, die reine Wortverschwendung. Endlich haben wir das Geheimnis enthüllt, und Sie können ruhig gestehen. Ob Sie das thun oder nicht — wir haben genug unabhängige Zeugenaussagen, um Sie zu verurteilen,“ sagte der Untersuchungsrichter streng. „Na, kommen Sie her, geben Sie uns eine Erklärung über diese Dinge.“

Quabbling, der bleich und mit abgewandtem Gesicht da stand, bewahrte jedoch ein hartnäckiges Schweigen. Er war im Garn, das Reß schloß sich um ihn, aber

er wollte ihnen auch nicht noch helfen, es zusammenzuziehen.

„Kommen Sie, sprechen Sie, das ist wirklich das Beste, was Sie thun können. Vergessen Sie nicht, daß wir Mittel haben, Sie dazu zu bringen.“

„Wollen Sie ihn noch weiter verhören, Herr Untersuchungsrichter? Hier und sofort?“

„Nein, lassen Sie ihn nach der Präsektur schaffen. Dort in meinem Kabinett haben wir es bequemer.“

Ohne noch länger zu zögern, wurde eine Droschke gerufen und der Gefangene unter Bedeckung abgeführt. Herr Flocon sah neben ihm, ein Schutzmann gegenüber, ein zweiter auf dem Bod. Am Quai de l'Horloge wurde er in eine Einzelzelle geschlossen.

„Und Sie, meine Herren?“ sprach der Untersuchungsrichter zu Sir Charles und Oberst Papillon.

„Ich möchte Sie nicht länger aufhalten, obgleich es wohl noch viele Punkte geben wird, bei deren Aufklärung Sie uns sehr behilflich sein könnten, wenn ich Ihre Zeit noch länger in Anspruch nehmen darf.“

Zwar wäre Sir Charles gern so rasch als möglich nach dem Hotel Madagaskar zurückgekehrt, allein er fühlte, daß er der Gräfin am besten diene, wenn er helfe, die Sache zu einem schnellen Ende zu führen. Deshalb erklärte er sich bereit, den Richter zu begleiten, und auch der Oberst Papillon, der sehr neugierig war, schloß sich ihnen an.

„Ich hoffe sehr,“ sprach der Richter unterwegs, „daß unsere Leute dieses Frauenzimmer, diese Hortense Petitpré, abgefaßt haben. Sie hält nach meiner Ueberzeugung den Schlüssel des Rätsels in Händen, und wenn wir ihre Aussage gehört haben, wird der Fall gegen Quabbling vollkommen klar sein. Wer weiß, vielleicht wird sie auch jeden Verdacht gegen die Frau Gräfin beseitigen.“

Während der Stunde, die die eben geschilderten Ereignisse in Anspruch nahmen, hatten die Polizeibeamten Zeit genug gehabt, sich nach der Rue Vellechasse zu begeben und zurückzukehren. Sie kamen auch nicht mit leeren Händen wieder, obgleich es zuerst so ausgesehen hatte, als ob sie die Fahrt umsonst gemacht hätten. Hotel Ivoire war eine Herberge untergeordneter Art, ein Haus, worin möblierte Zimmer wochenweise vermietet wurden, mit deren Mietern der Wirt jedoch wenig in Verührung kam. Die Geschäfte besorgte alle der Hausmeister, und dieser war es auch, der den Polizeibeamten das Fremdenbuch vorlegte, wozu er gesetzlich verpflichtet war. Ueber die im Lauf des Tags Angekommenen konnte er aber nur geringe Auskunft geben.

„Ja, ein Herr Namens Dufour hatte gegen Mittag Zimmer genommen, eins für sich und eins für die in seiner Begleitung befindliche Dame, die ebenfalls Dufour hieß, seine Schwester, wie er gesagt hatte,“ und dann ging er auf Verlangen der Polizeibeamten dazu über, die beiden Leute zu beschreiben.

„Das sind unsre Vögel,“ sprach der Führer der Beamten kurz. „Sie werden gesucht, und wir gehören zur Sicherheitspolizei.“

„Sehr wohl,“ erwiderte der Hausmeister, dem solche Besuche nichts Neues waren, „aber den Herrn finden Sie nicht zu Hause, dort hängt sein Schlüssel. Madame ist da. Ja, das ist sicher, denn vor nicht langer Zeit hat sie geklingelt. — Da läutet sie schon wieder,“ schloß er, indem er zu der wütend rasselnden Klingel aufsprang. „Bah! Für Bedienung wird nichts bezahlt; sie kann herunterkommen, wenn sie was will.“

„Sehr richtig; und wir wollen sie holen,“ antwortete der Beamte, indem er sich nach der Treppe wandte, um das angegebene Zimmer zu erreichen.

Als sie an die Thür kamen, fanden sie dieselbe jedoch verschlossen. Von innen? Schwerlich, denn während sie noch schwankend davor standen, rief im Innern eine Stimme:

„Laßt mich hinaus! Hilfe! Ruft die Polizei! Ich habe wichtige Mitteilungen zu machen. Rasch! Laßt mich hinaus!“

„Wir sind schon da, meine Schöne, gerade, wo Sie nach uns verlangen. — Gehen Sie hinunter, Gaston, und sehen Sie, ob der Hausmeister einen Hauptschlüssel hat. Wenn nicht, holen Sie einen Schlosser — den nächsten. — Nur einen Augenblick Geduld, mein Täubchen, seien Sie unbesorgt.“

Der Schlüssel war bald herbeigeschafft und die Thür geöffnet.

Im Zimmer stand ein Frauenzimmer in trostloser Haltung, mit auf den Hüften aufgestemten Fäusten, ohne Zweifel die Gefuchte, eine große, etwas männlich aussehende Erscheinung, mit einem dunkeln, hübschen Gesicht, frechen Augen, die jetzt wild funkelten, und Wut in allen Zügen.

„Madame Dufour?“ begann der Polizeibeamte.

„Dufour? Papperlapapp, ich heiße Hortense Petitpré, und wer sind Sie? Die Polizei?“

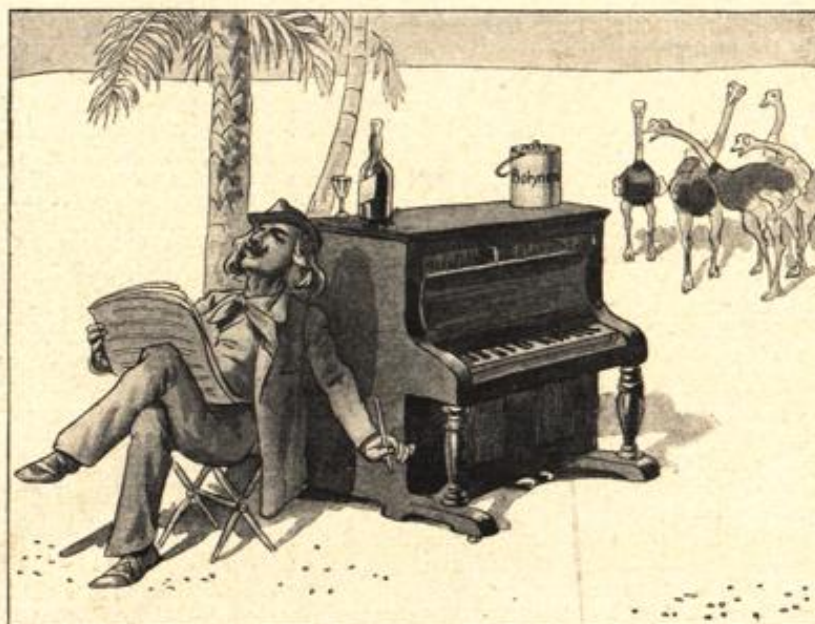
„Ihnen zu dienen. Haben Sie uns etwas mitzutheilen? Wir sind in der Absicht gekommen, Sie nach der Polizeipräsektur zu führen, und ich hoffe, Sie werden uns in Güte folgen, sonst —“

Geschichte eines Tongemäldes.

Originalzeichnungen von Joh. Bahr.



Komponist Pedalinski: Ha! Hier ist die Stelle, wo ich ungestört mein großes Tongemälde 'Die Wüste' komponieren kann.



Erhabene Stille umgibt mich — es kann losgehen!



Merkwürdig, trotz der großartigen Einsamkeit noch keine Inspiration.



Ha! Was ist das? Gefunden, gefunden! Das ist das richtige Leitmotiv!



Könnte ich das nur so schnell zu Papier bringen, dann wäre mein Glück gemacht!



Run sage noch einer, daß sich das wahre Talent nicht doch noch Bahn bricht!



Rot oder weiße Rosen? Motiv aus Carlshad. Holzschnittreproduktion nach einer Photographie aus dem Verlags-Anstalt, Preis M. 100. —).

„O, ich gehe sehr gern mit, ich verlange gar nichts Besseres. Ich will einen Nichtsnutz, einen Mörder anzeigen, einen niederträchtigen Spitzbuben, der mich zu seiner Mitschuldigen machen will — den Banquier Quadling von Rom.“

In der Droschke fuhr Hortense Petitpré fort, so giftige und heftige Schimpfereien mit ihren Anklagen gegen Quadling zu vermischen, daß diese weder bestimmt noch verständlich waren. Erst als sie vor Herrn Beaumont le Gardi stand und von diesem erfahrenen Untersuchungsrichter sehr geschickt behandelt wurde, nahm ihre Erzählung eine klare Form an.

Aus ihren Aussagen ergab sich folgendes:

Aglæe Hortense Petitpré war vierundzwanzig Jahre alt, Französin, geboren in Paris, Rue de Vincennes Nr. 374. Am 19. November 189* war sie in Rom als Kammerjungfer in den Dienst der Gräfin Castagneto getreten, und dort in der Wohnung ihrer Herrin hatte sie Francis Quadling, Banquier, Via Condotti in Rom, kennen gelernt.

Quadling strebte nach der Hand der Gräfin und suchte die Kammerjungfer durch Geschenke und Bitten für seine Werbung zu interessieren, und diese hatte auch häufig in lobenden Ausdrücken über ihn mit ihrer Herrin gesprochen, die jedoch seine Werbung nicht günstig aufnahm.

Eines Nachmittags (zwei Tage vor dem Mord) hatte Quadling der Gräfin einen langen Besuch gemacht. Was dabei vorgefallen war, hatte die Jungfer nicht gehört, aber Quadling hatte sehr verstört ausgesehen, als er herausgekommen war, und hatte von neuem verlangt, sie solle mit der Gräfin sprechen. Er hatte von der bevorstehenden Abreise der Dame von Rom gehört, aber von seinen eignen Absichten nicht gesprochen.

Hortense war deshalb sehr überrascht gewesen, als sie ihn ebenfalls im Schlafwagen gesehen hatte, aber nicht mit ihm verkehrt, bis er sie am folgenden Morgen durch Versprechen einer großen Belohnung zu bestimmen versucht hatte, ihm eine Unterredung mit der Gräfin zu verschaffen. Als er dieses Versprechen gemacht, hatte er ihr eine Ledertasche gezeigt, die einen sehr großen Betrag in Banknoten enthielt.

Der Jungfer war es nicht gelungen, die Gräfin zur Bewilligung der gewünschten Unterredung zu bestimmen, obgleich Hortense mehrfach darauf zurückgekommen war. Dies hatte sie Quadling mitgeteilt, der darauf die Gräfin angesprochen hatte, aber kalt abgewiesen worden war.

Während der Reise hatte Hortense viel über die Sachlage nachgedacht. Sie gab zu, daß der Anblick des vielen Geldes, das Quadling bei sich führte, sie sehr aufgeregt habe, wollte indessen, obgleich sie scharf ins Gebet genommen wurde, nicht sagen, wann der Gedanke, ihn zu berauben, zuerst in ihr aufgestiegen war. (Hierzu hatte der Richter im Protokoll die Bemerkung gemacht: „Daß sie dazu entschlossen war, ist jedoch vollkommen klar, und diese Schlussfolgerung wird durch ihre Handlungen bestätigt. Sie war es, die der Gräfin Medizinlacon entwendet hat, und sie hat ohne allen Zweifel dem Schaffner in Varenne den Schlaftrunk beigebracht. Auch ihre Anwesenheit im Schlafwagen zwischen Varenne und Paris, die sie gar nicht in Abrede stellt, läßt sich mit gar keinem andern Beweggrund erklären.“)

Endlich gab sie widerstrebend zu, daß sie die Abtheilung, worin der Mord begangen worden war, betreten hatte, und zwar in einem entscheidenden Augenblick, denn es hatte gerade ein Kampf zwischen dem Italiener Ripaldi und dem Angeklagten Quadling stattgefunden, und Hortense war eingetreten, als von diesem der letzte, entscheidende Stoß geführt wurde.

Sie hatte den Stoß gesehen und wie das Opfer leblos zu Boden gesunken war.

Weiter behauptete sie, so erschrocken gewesen zu sein, daß sie weder schreien noch um Hilfe hätte rufen können, und als sie sich etwas erholt gehabt, da habe der Mörder sie selbst mit dem blutigen Messer bedroht. Darauf habe sie sich auf die Kniee geworfen und um Gnade gefleht, allein Quadling habe erklärt, sie sei Augenzeugin gewesen und könne ihn unter das Fallbeil bringen, deshalb müsse sie sterben.

Endlich war es ihr gelungen, den Mörder zu bewegen, sie zu verschonen, aber nur unter der Bedingung, daß sie den Wagen verlasse. Dabei hatte er das Fenster als den einzigen Weg des Entrinnens bezeichnet. Dieses Wagnis zu unternehmen, hatte sie sich lange geweigert und erklärt, das heiße nur eine Todesart mit der andern vertauschen. Als ihr Quadling nunmehr wieder mit Erstickchen gedroht, hatte sie sich gezwungen gesehen, diesen letzten Ausweg anzunehmen, aber ohne Hoffnung, mit dem Leben davonzukommen.

Mit Quadlings Hilfe war es ihr jedoch gelungen, durchs Fenster aufs Dach des Wagens zu klettern. Er hatte ihr gesagt, sie solle auf die erste Gelegenheit, wo der Zug seine Geschwindigkeit vermindern würde, warten, den Wagen verlassen und dann sehen, wie sie weiter käme. Dazu hatte er ihr tausend Franken gegeben

und ihr befohlen, sich nicht wieder blicken zu lassen. — Nicht weit von der kleinen Stadt Villeneuve hatte der Zug unerwartet gehalten, sie war abgesprungen und hatte später den Personenzug benuzt. Bei ihrer Ankunft auf dem Lyoner Bahnhof hatte sie von dem im Gange befindlichen Untersuchung gehört. Während sie außerhalb gewartet, hatte sie Quadling, als der Italiener Ripaldi verkleidet, den Bahnhof mit einem andern Mann verlassen sehen. Sie war in der Absicht gefolgt, Quadling bei der ersten Gelegenheit anzuzeigen. Als dieser jedoch allein aus der Restauration wieder zum Vorschein gekommen war, hatte er sie gesehen, sie sofort angerebet und ihr noch weitere fünftausend Franken als Preis ihres Schweigens angeboten. Darauf war sie mit ihm nach dem Hotel Jvoire gefahren, wo sie das Geld in Empfang nehmen sollte.

Quadling hatte auch den versprochenen Betrag bezahlt, aber nur gegen das Gelübde, daß sie bis zum folgenden Tag im Hotel Jvoire bleiben wolle. Trotzdem daß sie dieses Versprechen gegeben, hatte er ihr doch nicht getraut, sondern sie in ihrem Zimmer eingeschlossen. Da ihr diese Gefangenschaft nicht gefiel, hatte sie um Hilfe gerufen und war endlich von der Polizei befreit worden.

Das war der Hauptinhalt von Hortense Petitprés Aussage, die durch viele kleine Einzelheiten bestätigt wurde. Als sie vor dem Richter erschien, neben dem Sir Charles Collingham und Oberst Papillon saßen, machte der General gleich darauf aufmerksam, daß sie einen Mantel trug, der mit Zettfransen besetzt war, von derselben Art, wie eine im Schlafwagen gefunden worden war.

Quadling kam unter der Anklage, ein vom Gesetz mit Todesstrafe bedrohtes Verbrechen begangen zu haben, vors Schwurgericht. An seiner Schuld bestand nicht der geringste Zweifel, und die Geschworenen erklärten ihn auch für schuldig, empfahlen ihn aber mit Rücksicht auf gewisse mildernde Umstände der Gnade der Richter. Der schwerwiegende dieser Gründe war der, daß Quadling auf das bestimmteste versichert, er sei von Ripaldi angegriffen worden. Zuerst habe der italienische Detektiv versucht, sich gütlich mit ihm zu verständigen und habe fünftausend Franken als Preis dafür verlangt, daß er ihn entweichen lasse. Als sich Quadling geweigert habe, sich Geld abpressen zu lassen, habe Ripaldi mit dem Messer nach ihm gestoßen, ohne jedoch zu treffen.

Nun habe sich Quadling auf ihn gestürzt und ihm das Messer entwunden. Ein erbitterter Kampf hatte sich entsponnen, dessen Ausgang nach der einen oder andern Richtung sehr zweifelhaft gewesen sei, als Ripaldi's Aufmerksamkeit durch das unerwartete Eintreten Hortense Petitprés einen Augenblick abgelenkt worden sei, und Quadling, fast wahnsinnig vor Wut, ihm das Messer ins Herz gestochen habe.

Erst nach vollbrachter That waren Quadling sein Verbrechen und dessen unvermeidliche Folgen in vollem Umfang klar geworden. Darauf hatte er, um sich eine gefährliche Zeugin vom Hals zu schaffen, die Kammerjungfer eingeschüchtert und gezwungen, sich durchs Wagenfenster zu entfernen.

Er war es gewesen, der die Ruthe gezogen hatte, um den Zug anzuhalten und ihr Gelegenheit zu verschaffen, diesen zu verlassen. Ebenso war der Gedanke, sich für Ripaldi auszugeben, nach dem Mord in ihm aufgestiegen. Zu diesem Zweck hatte er ihn, wie er hoffte, bis zur Unkenntlichkeit entstellt und Kleidung und Wagenabteilung mit ihm getauscht.

Auf Grund dieses Geständnisses entging Quadling der Guillotine, wurde jedoch auf Lebenszeit nach Neukaledonien deportiert.

Das ihm abgenommene Geld wurde nach Rom geschickt und nützlich dazu verwandt, die Verluste der Gläubiger zu vermindern.

Im Laufe des Juni erschien in sämtlichen Pariser Zeitungen folgende Mitteilung:

Gestern Abend fand im Palais der englischen Botschaft die Trauung Sir Charles Collinghams K. G. V. mit Sabina di Castagneto, Witwe des italienischen Grafen gleichen Namens, statt.

Becher im Tierreich.

Von

M. Josticincano.

Die Vorliebe für alkoholische Getränke ist keineswegs bloß den Menschen eigen; auch im Tierreich finden sich Liebhaber geistiger Getränke, und der Alkohol übt auf sie dieselben Wirkungen aus wie auf die Menschen. In der Bezechttheit sind sie aus Rand und Band; sie sind streitlustig oder werden pathetisch in ihren Gebärden und ertragen den „Kater“ mit derselben Verzweiflung wie der vernunftbegabte Mensch. Der Unterschied zwischen diesem und den Tieren liegt

nur darin, daß der Mensch im allgemeinen Maß zu halten versteht, sich mit einem kleinen Spitz begnügt oder dem geistigen Getränke aus dem Wege geht. Die Tiere dagegen verfallen unrettbar dem Alkoholismus, sobald sie Gelegenheit haben, sich mit Alkohol zu vergiften. Besonders Hühner und Enten haben eine große Vorliebe für Branntwein und Bier, wie oft beobachtet worden ist. Anfangs zeigen sie sich zwar widerwillig; haben sie jedoch einmal Branntwein getrunken, so giebt es kein Halten mehr; sie werden zu Gewohnheitstrinkern, nehmen keine Nahrung zu sich, magern ab und sind niedergeschlagen, wenn sie nichts zu trinken haben.

Vor einiger Zeit brachte ein Londoner Blatt eine Gerichtsverhandlung, die sich vor einem schottischen Gericht abgespielt hat und deren Einzelheiten genau die Erscheinungen schildern, die an alkoholischen Hühnern beobachtet worden sind. Wir möchten nicht darauf wetten, daß die Verhandlung genau so verlaufen ist, doch darf man mit Bestimmtheit behaupten, daß der Verfasser zum mindesten feststehende Thatsachen zu einer „dramatischen Handlung“ verarbeitet hat. Wir wollen noch hinzufügen, daß der Verhandlungsbericht nicht etwa in der Sauregurkenzeit, sondern im Winter abgedruckt worden ist — was immerhin gegen eine freie Erfindung spricht.

Der Thatbestand war folgender. Ein Branntweinbrenner ließ die alkoholhaltigen Rückstände aus seiner Brennerie in einen Bach ablaufen, der das Grundstück eines benachbarten Geflügelzüchters durchfloß. Die Hühner wurden Alkoholiker, da sie aus dem Bache tranken, und trotz ihrer moralischen Unschuld war es nicht zu verkennen, daß sie bezechet waren, was übrigens aus der Schändlichkeit ihrer Handlungen zur Genüge hervorging. Der Geflügelzüchter forderte nun von seinem Nachbarn einen Schadenersatz von etwa fünfzig Pfund Sterling. In der öffentlichen Verhandlung führte der Kläger aus, daß er seit mehreren Jahren seinen Hühnerhof besitze, der ihm ein schönes Einkommen gebracht habe. Da wollten es die neidischen Götter, daß der Beklagte in der Nachbarschaft seine Brennerie anlegte. Seitdem ist der Kläger ein geschlagener Mann.

Auf ihren Spaziergängen an den Ufern des Baches haben seine Hühner und Enten die Rückstände entdeckt; sie plickten davon so lange, bis der Alkohol seine Wirkung ausübte, und die dünne Lösung genügte vollkommen, den Geist der Tiere zu umnebeln. Sie hörten auf zu fressen, magerten ab und legten keine Eier mehr. Sechs Tage in der Woche waren sie total betrunken, und nur am Sonntag waren sie nüchtern, weil die Brennerie feierte. Doch da befanden sie sich in einer schrecklichen Verfassung, weil ihnen ihr Anregungsmittel fehlte. Am Montag wurde es noch schlimmer, denn an diesem Tage hielten sie sich für die Entbehrung am Sonntag schadlos. Der Geflügelzüchter hatte sich genötigt gesehen, den Hühnern einen Wächter zu bestellen, der die in den Bach gefallenen Tiere herausfischen mußte. Das Geflügel hatte sich erst allmählich an den Alkohol gewöhnt. Ein Huhn hatte die betäubenden Eigenschaften der Ueberreste entdeckt und ihre Entdeckung den übrigen Hühnern mitgeteilt.

Soweit der Thatbestand, der in seinen Einzelheiten keineswegs außerhalb des Bereichs der Möglichkeit liegt. Der Gerichtshof citierte nun, wie der Berichterstatter weiter mitteilt, das Huhn, das den ganzen Hühnerhof forrumpiert hatte, vor seine Schranken. Das Tierchen war betrunken, wie — nun, wie ein „besoffenes Huhn“. Es lag in seinem Käfig, betrachtete die Richter mit irrem Blick und brummte sich etwas in den Schnabel. Der Richter fragte nun, ob das Huhn am Morgen schon am Bache gewesen sei, eine Frage, die allerdings bei der Verfassung, in der sich der gefiederte Zeuge befand, ganz überflüssig erschien. „Wie geht es den übrigen Hühnern?“ fragte er weiter. — „Viel schlimmer“, antwortete der Kläger. „Dieses Huhn hier kann mehr vertragen, und aus Respekt vor dem Gerichtshof habe ich die andern zu Hause gelassen.“ — „Was thun die Hühner, nachdem sie getrunken haben?“ — „Sie schlafen.“ — „Sonst nichts?“ — „Wenn sie ausgegangen haben, raufen sie miteinander.“ — „Haben Sie keine Temperenzler in Ihrem Hühnerhof?“ — „Ja, aber die Säuer zerbrechen ihnen die Eier.“

Die Affen besitzen eine wahre Leidenschaft für geistige Getränke. Um nur einige bekanntere Beispiele anzuführen, sei auf Buffons Schimpanse hingewiesen, der mit bei Tische saß und nicht müde wurde, sich selber Wein einzuschütten. Auch Brehm besaß mehrere Mandrills, die den Wein besonders liebten, aber auch Schnaps nicht verschmähten. Als sie sich jedoch eines Tages in Branntwein einen „Aff“ angetrunken hatten und darauf die Leiden des Katers ertragen mußten, wurden sie abgesetzte Feinde des Alkohols; selbst den Wein wiesen sie eine Zeitlang zurück. Sie waren durch Erfahrung klug geworden.

Daß die Hunde sich das Biertrinken angewöhnen können, ist bekannt. Manche Hunde sind im Stande, vier, fünf Glas Bier zu sich zu nehmen, und die Wirkung ist bei ihnen genau dieselbe wie bei ihren

Herrn, wenn diese über den Durst getrunken haben. Auch Branntwein, besonders süßen, trinken die Hunde gern, doch haben sie eine Abneigung gegen Wein. Dadurch unterscheiden sie sich von den edeln Pferden, für die eine Flasche Sekt ein Vabfal ist.

Es kommen auch Fälle vor, wo sich pflanzenfressende Tiere einen Rausch holen, ohne es zu wollen, indem sie in alkoholische Gärung übergegangene Früchte genießen. Dann zeigen sie alle Merkmale der Betrunketheit. Der Gang ist unsicher, das Auge ausdruckslos, sie sind schläfrig, und fallen sie hin, so sind sie nicht wieder auf die Beine zu bringen. Bei Ochsen und Kühen, die Gelegenheit hatten, faulende Äpfel zu naschen, sind derartige Fälle beobachtet worden; weit öfter noch bei Ziegen, die naschhafter sind, und die außerdem eine große Schwäche für Tabak in jeder Form, für Zigarren sowohl als auch für Zigaretten, Pfeifen- und Kautabak besitzen.

Es scheint, daß die Tiere dem Alkoholismus desto zugänglicher sind, je entwickelter ihr Verstand ist. Der Elefant liebt Wein und Rum gleichmäßig; auch die Nagetiere sind kapitelfeste Säuer. Ratten nagen die Dauben der Weinfässer durch, um zum Wein zu gelangen. Dagegen bilden die Katzen eine Ausnahme von der Regel; wenigstens ist es noch nie beobachtet worden, daß Katzen eine besondere Vorliebe für geistige Getränke gezeigt hätten.

Unter den Gewohnheitsrinkern der Vogelwelt nimmt der Papagei einen hervorragenden Platz ein. Auch unter den Singvögeln dürfte es manche geben, die ein Schnäpschen nicht verachten, doch sind die Beobachtungen in dieser Beziehung zu spärlich, als daß sich ein Urteil darüber aussprechen ließe. Dagegen hat man in der Insektenwelt häufig genug Gelegenheit gehabt, freiwillige Trunksucht zu beobachten, und auch hier sind es wieder die regsamsten, die sich gern ein Rauschchen holen. In den Lindenblüten findet sich eine aromatische, berauschende Flüssigkeit, der die Bienen mit Vorliebe zusprechen. Es sind einige Fälle bekannt, wo Bienenschwärme sich an dem giftigen Nektar labten und dann alle Erscheinungen der alkoholischen Vergiftung aufwiesen. Zu Hunderten fielen sie auf die Landstraße nieder und ließen sich zertreten oder überfahren. Ihre Fortbewegung gleich dem Gang eines Betrunknen. Sie stolperten nach rechts, stolperten nach links und fielen auf die Seite und auf den Rücken, ohne sich wieder aufrichten zu können. Diejenigen Tierchen, die abseits von der Landstraße gefallen waren, erholten sich nach einigen Stunden und flogen ihrem Stode zu. Dieses Schauspiel wiederholte sich täglich, so lange als die Linden blühten. Dann mußten die Bienen notgedrungen zur Nüchternheit zurückkehren.

Es bietet sich jedem Gelegenheit, Trunkenheitserscheinungen an Fliegen, Wespen, Bremsen und Bienen zu beobachten, wenn man diesen Insekten einige Tropfen mit Wasser verdünnten Liqueurs zum freien Gebrauch hinstellt. Selbst Schmetterlinge sind dem Alkohol nicht

abgeneigt. Experimentelle Versuche mit Hummeln und Bienen haben ergeben, daß der Schnaps auf die Insekten dieselben Wirkungen ausübt wie auf die Menschen. Die Hummeln konnten bei einem solchen Experiment nicht mehr fliegen, nachdem sie sich sattgetrunken hatten. Mit den Vorderfüßen bearbeiteten sie sich den Kopf, als hätten sie Kopfschmerz und wollten sich die Haare ausraufen. Auf dem Rücken liegend, führten sie mit den Beinen Stöße in die Luft aus, als bekämpften sie einen unsichtbaren Gegner. Der Körper erbebt unter krampfartigen Zuckungen, als ob die kleinen Zecher das Genossene von sich geben wollten. Sie wurden zänkisch und händelsüchtig. Sobald sich zwei trunkselige Hummeln zu nahe kamen, erhoben sie sich auf den Hinterbeinen und zogen gegeneinander los, bis sie beide auf den Rücken fielen. Die Bienen erwiesen sich als melancholische Zecher. Sie machten nicht einmal einen Flugversuch, sondern blieben mehrere Stunden wie betäubt liegen, und dann erst machten sie sich auf den Heimweg. Indessen hatten auch sie Bewegungen vollführt, als litten sie an heftigen Kopfschmerzen; einige versuchten sogar, auf dem Kopfe zu stehen.

Aus den experimentellen Versuchen sowohl wie aus der Beobachtung der Erscheinungen freiwilliger Trunkenheit geht zur Genüge hervor, daß die physiologischen Wirkungen des Alkohols bei Menschen und Tieren gleich sind. Nicht einmal den Affen und den Katzenjammer hat der Mensch vor den Tieren voraus! Um den Herrn der Welt ist es schlecht, sehr schlecht bestellt, wenn ihm die „vernunftlosen“ Geschöpfe selbst auf diesem Gebiete der „freien Willensbethätigung“ den Rang streitig machen.

Schachbriefwechsel.

J. Sch. in Bern. Daß der Bauer beim Betrachten der 8. Reihe sofort in einen Offizier verwandelt werden muß (also ohne Rücksicht darauf, ob ein Offizier geschlagen ist), ist nicht erst auf einem Kongreß beschloffen worden, sondern gilt von alters her. — Nr. 8 lösten Sie tadellos. Wichtige Lösungen zu Nr. 8 gingen ein von Karl Witzel in Wien, J. Harder in Großgarnstadt und Otto Alberti in Wästermark.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 8 Seite 607:

Weiße.	Schwarze.
1. D. E. 2 - H. 5.	2. B. 8 - E. 5.
2. F. 1 x F. 4.	2. E. 5 x F. 4, R. E. 4 x F. 4, - D. 3
3. D. H. 5 - D. 5, G. 4, D. 1 matt.	
1. H. 5 - D. 1.	2. E. 4 - D. 3
2. D. 1 - D. 5 matt.	2. D. 3 - C. 4, E. 4
1. H. 5 - D. 5.	2. E. 3 - E. 2 (F. 4 - F. 3)
2. F. 1 x F. 3 matt.	2. E. 4 - E. 3 (F. 4)

Auflösungen der Rätsel Seite 655.

Des Worträtsels: Landwirtschaft — Schandwirtschaft.
Des Einfaßrätsels: Der reinste Schatz in diesem irdischen Kauf ist unbedachte Ehre.
Des Silbenrätsels: Die Angst vor dem kommenden Tag macht die schlaflose Nacht kurz.

Des Königszugs:

Offenbarung.

Es ist das Meer ein mächt'ges Buch
Mit ungezähl'ten Blättern.
Drauf schreibt der Sturm in halt'gem Zug
Mit schneelig weißen Lettern.
Er rollt die Blätter rauschend auf,
Dann nimmer sich grünen;
„Gott ist allmächtig!“ schreibt er drauf
Mit urgewalt'gen Zügen.
Dann legt er aus der Hand das Buch;
Und ob die Blätter leben,
Die Sonne schreibt mit goldenem Zug:
„Gott ist die Lieb!“ daneben.

(Julius Sturm.)

Des Wechsellrätsels: Ragbhorn — Ager — Niesel — Garten — Alter — Riga — Elbe — Tafel — Gonne — Auge.
Des Buchstabenrätsels: Jschias.

Handschriftenbeurteilung.

M. P. in G. Obgleich Sie einen hellen Kopf und ein kühles Temperament haben (klare, leserliche Schrift, wenig schiefe Schriftlage) und ein ehrenhafter, zuverlässiger Charakter, durchaus nicht ohne Gutmütigkeit sind (Höhe der Buchstaben von Anfang bis Ende gleich hoch, offene o, a und so weiter, Rundungen am Fuße der Buchstaben), ist doch nicht bequeme mit Ihnen leben; denn Ihnen ist viel Eigenwille und Schärfe inne (Kantenendungen, spitze auslaufende, scharfe Endstriche). Ihre Stimmung ist wechselnd, vorwiegend ernst (wechselnde Schriftlage, schwere Schrift). Sehr gerne legen Sie die

Sonde der Kritik an (Appendix, wo keine hingehören) und zeigen sich dabei leicht rechtsherrlich, herrschaftlich. Sie sind sehr gebildet (ganzere Schriftführung, von der Schulabläufe losgelöst, individuelle Formen), denken logisch (verbundene Schrift), haben geistige Interessen. S. D. in Wien. Nur ungern machen Sie sich an eine neue Aufgabe heran, haben Sie aber diese erst begonnen, so führen Sie sie selbst meist gut zu Ende. Eine gewisse Noblesse ist Ihnen angeboren, vertieft Sie aber nicht zu Berührung. Sie sind eitel, oft etwas umständlich, sogar hier und da geniert. Jemand ein Druck oder Zwang scheint auf Ihnen zu liegen und Sie in der freien Bewegung zu hemmen. Im Umgang liebenswürdig, in den Mitteilungen wahr, in der Diskussion kampfbefähigt.

Maria D., Forbach. Bildung und geistige Selbstständigkeit fehlen, aber Sinn für Poesie ist trotzdem vorhanden. Die Schreibern ist warmer Empfindung, selbst der Leidenschaft fähig; weiß sehr genau, was sie will, dominiert auch gern und läßt sich nicht zu nahe treten. J. R. M., Glatz. Leider ist es mir nicht möglich, so auf die einzelnen Details einzugehen, wie Sie es möchten. Der Raum ist zu knapp. Wenden Sie sich privatim direkt an L. Meyer, Graphologe, Moienfeld bei Ragaz, Schweiz, um eine Beurteilung. Preis für eine Skizze a L. ausführlicher als im Blatt: R. 2.20; b L. ausführliches Charakterbild a R. 4.20; ganz eingehend c L. a R. 8.40. Mit Begründung und Zeichenerklärung je doppelter Preis. Abgerufen verlangen Sie am einfachsten den Prospekt, der jeder man franko zugesandt wird, Ihnen über alles Aufschluß gibt, auch viele Anerkennungsschreiben wiedergibt. — Umständlich und etwas breiig, aber ernst, Maß zu halten. Irdischen Genüssen und Freuden nicht abgeneigt, überhaupt mehr realistisch-materiell als ideal angelegt. Verschlaffen, aber nicht unwahr. Egoistisch. Momentan heftig, aber im Grunde genommen gutherzig.

L. Meyer, Moienfeld bei Ragaz (Schweiz.)

Aus Küche, Haus und Hof.

Krebssuppe. Für sieben bis acht Personen genügt 1 Pfund Suppenteehe. Diese werden mit kaltem Wasser und Salz beiseite, gekocht und hernach gepulvt. Die Schalen löst man ziemlich fein und dünst sie in einem Stück Butter, dem man etwas Mehl beifügt, gerade so viel, um die Masse feimig zu bekommen. Nun füllt man mit guter Fleischbrühe auf. So viel man Suppe geben will, und würzt nach Geschmack, treibt die Brühe durch ein Sieb und giebt zuletzt die gepulvten Krebse hinein. Mit ein bis zwei Eidottern abgezogen und keine Klößen, Wed- oder Schaumlöcher, beifügt, giebt diese Suppe, so einfach sie ist, eine Festsuppe.

Lebendbraten mit Kartoffeln. Eine gehäutete und geklopfte Rindsleber wird gepulvt, in eine Pfanne in reichlich aufsteigende Butter gelegt und sofort mit leichter begossen. Nun läßt man den Braten in verschlossener Brat- röhre eine Stunde unter fleißigem Begießen gar werden. Eine Viertelstunde vor dem Garsein bestreut man ihn mit feinem Salz und richtet ihn dann in halber Rundung auf einer Schüssel an. Die leere Mitte füllt man mit gebratenen Kartoffeln. Die Tunke bereitet man mit etwas Mehl, Wasser und einer Messerspitze Liebig's Fleischextrakt.

Kalbsbröckchen oder Kalbsvögel. Vom Kalbs- schlegel schneidet man fingerdicke, längliche Stük- chen, klopft und reibt sie mit Salz ein. Nun macht man eine gute Fülle aus geriebenem Schwarzbrot, einem Ei, feingewiegtem Kalbs- fleisch, Zwiebel, Petersilie und einem halben Glas Wein. Sie muß recht schmackhaft sein, und nun legt man auf jede Schnitte ungefähr von derselben. Fest gerollt und gut gebunden mit Faden legt man die Röllchen in heiße Butter und bratet sie schön hellbraun. Das kurze Saucechen löst man mit etwas Fleischbrühe auf und gießt dasselbe darüber. Kartoffelmus paßt sehr gut dazu.

Katzenkuchen für sechs bis acht Personen. ¼ Pfund Butter, zwei Tassen Zucker, vier Ei- gelbe, eine Tasse Milch, fünf Tassen Mehl, Saft und Schale von einer halben Zitrone, drei Theelöffel Weinstein, ein Theelöffel Natron, das zu Schnee geschlagene Eiweiß darunter und sofort in eine gut ausgestrichene Form ge- füllt. Er muß eine Stunde bei mäßiger Hitze gebacken werden.

Eingemachtes Huhn. Nachdem das junge Huhn hübsch hergerichtet ist, teilt man es in vier Stücke und legt dieselben in einen Topf mit heißer Butter. Man füllt einige Zwiebel- scheiben, ein Stückchen Zitronenschale, etwas Salz, ein halbes Glas Wein oder etwas Zitronen- saft und zwei Schöpfel Fleischbrühe bei. So läßt man es eine halbe Stunde gut kochen. Nun rührt man mit etwas Mehl und Wasser ein kleines Teiglein an, bindet die Sauce damit, läßt alles aufkochen, treibt dieselbe durch und zieht sie mit ein bis zwei Eigelb ab. — Zu Krankenstufen eignet sich diese Speise sehr gut.

Waffeln. Man nimmt ½ Pfund Mehl in eine erwärmte Schüssel, macht eine kleine Vertiefung in der Mitte und schüttet in dieselbe einen Eßlöffel gute Hefe, die mit etwas Milch verrührt wurde. Nun stellt man die Schüssel an einen warmen Ort aus dem Herde und läßt den Teig gehen. Sodann rührt man ¼ Pfund Butter schaumig, rührt zwei bis drei Eier, einen Eßlöffel Zucker, eine Messerspitze Salz und so- dann das Mehl mit der Hefe hinein. Mit ¼ Liter Milch vermischt man den Teig, so daß er flüssig wird. Nun macht man das Waffeleisen heiß, bestreicht es auf beiden Seiten mit Speck, giebt einen Eßlöffel Teig hinein, schließt das Eisen und legt es eine Minute über das Feuer, kehrt es um und legt es wieder eine Minute darüber, öffnet dasselbe und nimmt die Waffel mit einem Messer heraus. Sie muß gelblich sein und wird sofort mit Zucker und Zimmt bestreut. Bis

der Teig alle ist, wird in ähnlicher Weise fort- gefahren.

Anna Berg. Alles trocknet in der warmen Jahreszeit rasch aus, und besonders kleinere Stükke Käse werden bald hart und ungenießbar. Wenn man keine Verwendung für solche trockenen Käsestücke hat (man kann aus ihnen bekanntlich rasch treff- liche Suppen mit Zuhilfenahme von Fleisch- extrakt herstellen, oder ein Soufflee, eine Ome- lette, Käsebutters aus ihnen bereiten), so muß man versuchen, sie wieder frisch und saftig zu machen. Man wird dies leicht erreichen, wenn man den Käse einfach einige Zeit in frische Milch legt, ihn dann gut abtropfen läßt und darauf mit reinem Tuche abtrocknet.

Nichts ist beim Einmachen wichtiger als das Innere des angegebenen Gewichts, und manch mährisches Kompott ist auf nachlässiges Abwiegen der Zutaten zurückzuführen. Sehr oft spielt uns unsere Küchenwaage täuschendweise gerade zur Einmachzeit den Streich, nicht zu- verlässig zu gehen, und wir stehen ratlos davor, weil die Frist für eine Reparatur uns nicht gegeben ist. Wenn es sich um kleine Unregel- mäßigkeiten handelt, die meist durch Verstauben der Waage hervorgerufen werden, so kann man den Schaden leicht selbst kurieren. Man löst die beiden vorderen Schrauben am Zifferblatt, nimmt dies herunter, läßt auch die Zeiger ab und gießt das Innere der Waage voll Petroleum, das man zwei Tage darin läßt und dann völlig entfernt. Staub und Schmutz sind dann ge- schwunden, und die Waage wird, wenn Zeiger und Zifferblatt wieder angebracht sind, tadellos funktionieren.

Sahne und Eiweiß lassen sich beide in warmer Jahreszeit oft auch bei großem Zeit- und Kraftaufwand nicht zu festem Schnee schlagen. Daran ist — wenn die Sahne nicht mit zu viel Milch vermischt ist — lediglich die Wärme der Witterung schuld. In heißen Tagen

muß man beide vor dem Schlagen kühlen. Die Sahne thut man in eine Flasche, kühlt sie in ein nasses Tuch und stellt sie in Zugluft in ein Gefäß mit kaltem Wasser. Man löst indes zwei Tassen weiße Gelatine auf und läßt die Lösung abkühlen. Man mischt diese unter die Sahne, füllt sie in ein weites, vorher mit Salzwasser gekühltes Gefäß und stellt dies beim Schlagen in kaltes Wasser. — Bei Eiweiß thut man am besten, eine Messerspitze Salz dem vorher eine halbe Stunde in kaltes Salzwasser gestellten Eiweiß zuzusetzen und es dann erst zu schlagen. In beiden Fällen wird der Erfolg nicht fehlen.

Frühe Blumen wollen zum Nummer der Hausfrau, besonders im heißen Sommer, mit unheimlicher Geschwindigkeit. Um das Welken wenigstens so lange wie möglich aufzuhalten, soll man vor allem die Blumen nur in den Morgenstunden pflücken, wo sie den sengenden Sonnenstrahlen noch nicht lange ausgelegt waren. Dann ist es am zweckmäßigsten, die Blumen- behälter mit weichem Scheuerwand zu füllen, diesen mit Wasser gut zu befeuchten und die Blüten einzeln in diesen Sand zu stecken. Man erreicht dadurch, daß jeder Blume dann Feuchtig- keit und zwar nach genau entsprechendem Be- dürfnis zugeführt wird, was bei dem Einlegen der Pflanzen nur in Wasser nicht geschieht.

Beim Waschen farbiger Kinderkleider und Knabenanzüge wird man oft trotz der „garan- tierten“ Waschechtheit das Zueinanderlaufen der Farben erleben und manche unliebbare Ent- färbung nach der Wäsche erfahren. Man thut deshalb bei allen farbigen Zeugen gut, sie von vornherein in warmem Salzwasser mit neutraler Seife zu waschen, sie einige Minuten in kaltes, mit etwas Essig versetztes Salzwasser zu legen und dann sofort zu spülen und fürs Trocknen vorzurichten. Zu beachten ist, daß alle farbigen Sachen im Schatten trocknen müssen.

Luisa Poller.

Was giebt es Neues?

Militär.

Die größte Kaserne der Welt hat Warschau aufzuweisen. Der kolossale Bau enthält Räumlichkeiten, in denen 38 000 Soldaten, also fast zwei russische Armeekorps, beherbergt werden können. Eine nicht minder große Kaserne befindet sich in Aldershot in England. Sie nimmt ein Terrain von nicht weniger als 1900 Hektar ein. Diese Kaserne wurde im Jahre 1856 infolge des Krimkrieges erbaut. In letzter Zeit wurden sämtliche Gebäude aus Stein aufgeführt, und dieser Bau hat dem Staate das niedliche Stämmchen von 32 Millionen Franken gekostet. Die Kaserne von Aldershot kann unter normalen Verhältnissen ungefähr 20 000 Mann aufnehmen, wovon noch etwa 5000 Soldaten mit militärischem Ränge in besonderen Zimmern untergebracht werden können.

Länder- und Völkerkunde.

Antike und moderne Großstädte. Die erste Handels- und Industriestadt Griechenlands, Korinth, hatte um 600 vor Christus kaum über 30 000 Einwohner; später wuchs sie an die 100 000 heran. Ebensoviele Einwohner mag Athen zu Beginn des Peloponnesischen Krieges gehabt haben, während Theben bei seiner Zerstörung (335 vor Christus) nur 40 000 Einwohner zählte. Wirkliche Großstädte entstanden erst, als Alexander der Große den Orient unterworfen hatte. Alexandria, Antiochia, Seleucia erreichten eine halbe Million und mehr. Im Westen überflügelte Rom alle seine Rivalen: es wird zur Zeit Christi etwa eine Million Menschen beherbergt haben. Aber härter als andre Städte empfand es den Wechsel des Schicksals: um die Mitte des 14. Jahrhunderts hatte das stolze Rom schwerlich mehr als 20 000 Einwohner. Um dieselbe Zeit zählte London circa 45 000 Einwohner.

Gesundheitspflege.

Das „Verschlucken“ der Kinder. Wie häufig passiert es, daß Kinder sich „verschlucken“, oder ihnen etwas in die „falsche Röhre“ gelangt. Gewöhnlich wird dem Kinde dann der Rücken geklopft, ohne daß dieses Mittel jedoch sonderliche Wirkung zeigt. Wie leicht das Uebel zu beseitigen ist, davon wird sich jede Mutter sofort überzeugen, wenn sie folgendes einfache Mittel bei dem nächsten „Verschlucken“ ihres Lieblings anwendet: Beide Hände des Kindes sind zu ergreifen und die Arme gestreckt nach oben zu halten. Die dadurch hervorgerufene Erweiterung der Brust hebt das Uebel sofort auf.

Gerichtsaal.

Nobler Kamerad'n san mer. Der Privatier Benno J., ein Mann in reiferen Jahren, gehört zu jener Sorte alter behäbiger Bürger, die noch den Grundsatze hat: „Leben und Lebenslust!“ Daß er selbst gut lebt und Reid oder Geiz kaum dem Namen nach kennt, das bezeugt sein Äußeres, seine Den- und Sprechweise, sein ganzes, ein halbes Jahrhundert langes Leben. Wandler Reidtragen, der diese martialische, wohlgedröhten Gestalt auf-treten sieht, wird heimlich murmeln: „Knallproh“, wird aber jemand mit diesem Wiedermann näher bekannt, dann lautet das Urteil anders, und heute vor Gericht zeigte sich Herr J. erst recht in seinem vollen Glanze, er ist ein echter Münchener, ein offener Deutscher. Herr J. hat gegen mehrere Strafmandate wegen Uebertretung strafpolizeilicher Vorschriften Einspruch erhoben und bestand auf mündlicher Verhandlung dieser Angelegenheiten. Der Richter machte ihn aufmerksam, daß eine Verhandlung und Zugenvernehmung mehr Kosten verursache, als die Strafen selbst ausmachen, daher es besser wäre, wenn der Einspruch zurückgezogen würde, falls der Angeklagte nicht auf gänzliche Freisprechung reflektieren sollte. Dagegen erwiderte Herr J.: „O mei, Herr Staatsanwalt! Auf's Freisprech verlaß i mit net! Wenn oa Paragraph net paßt, nachher haben S' a folge andre, nach denen Sie zum Verroll'n komma, schau'n S' nur die Masse G'schichte an, die da umanand lieg'n, und außerdem is ja an der G'schicht' viel Wahres, und wenn i sag': net wahr is, die Sach' war so und so, nachher lassen S' an Zeugen eina, und was der sagt, muas wahr sein. I sag' Gabna, um die paar Markl is mir weniger, als darum — ausiprecha woll'n mer uns, damit S' jehg'n, daß alles seine zwaa Seit'n hat. Moan' S', daß's G'sey alleweil recht is? Da hab' i meine Zweifel. Zum Beispiel, Sie bauen a Haus, da müessen S' das Trottoar und d' Straß'n an die G'moa abtret'n, dafür müessen S' no die Verbriefungs-lost'n zahl'n, 's Trottoar selber herstell'n und unterhalt'n, sprieg'n und lehn'n, und wenn S' a Kellerfenster aus'n Haus rausbrecha, na' zahl'n S' fürs Licht alle Jahr fünf, sechs Markl — aber net, daß jeh'n glaub'n für Gas oder gar elektrische

Beleuchtung, Gott beahre, fürs Tageslicht, dös hocht G'sey. Dann hamer d' Sonntag'sruah, und wenn a Kramer oder a Selcher um drei Pfenning a Supp'ngreens oder um a Zehnerl an Lederlas verkauft, na is die Sonntag'sruah' g'schicht, dages'n in g'wisse Wirtschaften wird g'lunga, piß'n, trummelt, musiziert, g'stritt'n und g'raut bis zum Montag, daß d' jeh'n flug'n, manchmal giebt's Verwundete, Tote, und drei, viere gehn noch ab — dös geht dem Sonntag'sg'ey gar nix an. Nächten S' no mehrer hören? Hundert soldene Füll' funnt' i Gabna sag'n, aber's g'langt, i will mi net strapazier'n. Wir zahl'n, so lang wir können, und können thuan mer alleweil, drum red'n mer wenigstens ums Kraut. Kürzlich saß i a paar Stund' weit von der Stadt weg und midt' mir in so an floan Bahn-höf'el drauß a Briefwapperl kauf'n. Der Schalter war zu und neamt is auf mein Klop'n komma. An jeder Thür is aber ang'schrieben g'wejn: Verbotener Eingang. Da denk' i mir: klopfst an und spiest eina. I jeh' grad', wie drinnat der Herr Expeditor mit sein' Hund spielt; — der erblickt mi und brüllt: Was woll'n S'? Schauen S', daß aufha komma! Können S' net lesen, da darf neamt eina. I bin a feiner, noblicher Kamerad; j'erst hab' i dem Hundel, das wie a rechter Klöffel auf mich los-ss, oane g'steht und dann hab' i g'sagt: „Gnad'n, Herr Oberexpeditor werd'n verzeihen, i will gar net eina, sondern thut nur g'horsamst bitt'n, daß mir aus'm Guckfenster um a Zehnerl a Markler aufhang langa möcht'n, nachher san mer wieder guet Freund.“ — I will net Gabna Freund sein! schreit er p'rud. — O bitte, sag' i drauf, 's war durch-aus net aufrichtig g'moant von mir, das war nur fagon parler, wie der Franzos sagt. — Jeh'n is toa Schalterstund', i hab' toa Zeit, im Dorf drinnet beim Kramer können S' Briefmarl'n haben! Nachher is d' Thür zuag'schloß'n und i hab' recht dumm g'schaut. Wirklich hab' i beim Kramer a Markler kriegt, aber zwaa Zigarren um zehn Pfenning. Canallia infernalis, hab' i doqua nehma müess'n. — Schg'n S', dös war a G'schicht. — Also daraus sieht doch a Blinder, daß mer nobliche Kamerad'n san, aber nur dort'n, wo's am Platz is. Der Tramdbahn-konduktör kriegt j'erst sein Fahrgeld, und wenn er, sozusagen umsonst, als a höflicher Mensch an sein Hausenstündl 'nauf-sicht, kimmt's Fünferl extra. Moant er aber, dös muas sein, oder druckt er sich ohne Dank, nachher bleibt's Fünferl aus. Der Briefträger kriegt um's Neujahr sein Markl. Bringt er aber's Buch mit, das G'schenk eing'schrieb'n werd'n soll, dann sag' i: Säh, Spezi! Dös is mein gueter Willen, 's andre is a Fucherei, da bin i net j' haben. Um von der Straßenpolizei j' red'n, da muas i sagen, die is guet. In aller Fruah lehr und lehr mei Hausmoasterin und spriht wie ver-rückt, in fünf Minuten is alles wieder trocken. Nachher saß'n a Bierl'stund' später die Herren Unrat' an, verlier'n die Hälfte Ad'n beim 'raustrag'n, a Wolf'n steigt beim Einleer'n auf, a altes Weib inspiert den Wagen und staubt d' Holzbröckel und d' Haderlumpen 'raus, staubt's am Trottoar ab und packt's dann j'amma. Kurz drauf kimmt oaner mit aner Stranig'n voll Kirsch'n, die er auf'n Weg is, der wirft die Kern' j'amt 'n Papier weg, dazu komma no eilliche Orant'sch'n, a ver-lorner Stiefelabtag und sonstige Kleinigkeiten. Endlich schreit d' Frau Hilfsdiätarin erster Ordnung vom vierten Stock zum Fenster runter: „Pepi! Malej'schams langweiliger, machst net vorwärts, daß i mei Da krieg' zur Schnitnudlupp'n!“ Der Pepi stellt grad' tieffinnige Betrachtungen an, wie er'n Vater sein Minori nesa lant, ohne daß eahm der Hund zwidit oder d' Hoj'n j'reißt; da derichrt er, wirft's Da weg und jeh'n is die Wenlan'sch fertig. I ruf der Hausmoasterin zum Aufsteh'n, die behauptet, das war' bereits g'scheg'n, derweil kimmt a Schandarm und sagt: „Jetzt geht's nimmer 'rum, Herr J., Sie lehren's ganze Jahr toa Straß'n, scho lang g'nua schau i zu, dösma hilt's nig mehrer, i muas Gabna anzoag'n!“ Da haben S' jekt d' Keintlichtspolizei! Die fünf Marklen, wo mir vermoant san, is jeh'n so a Uebelthat wohl wert! Rei wahr, nobliche Kamerad'n san mer! Wo sich was rührt, is unseroaner dabei, und beim Zahl'n überhaupt erst recht. Im Sommer unterflüh'n mer die Strider, im Winter die Arbeits-lojen, die höchsten Löh'n zahl'n mer, wenn wir an Arbeiter braucha, und für Wärmestuben und Supp'nbill's jerg'n mer, wenn d' Arbeiter uns braucha. D' Steuern und d' Umlag'n treffen ja so unseroan fast alloanig, und dafür hamer die Ehre, daß ma uns d' Progn nennt. Warten mer no a wengl, na' kimmt's 'raus, daß a Hausbesitzer im Sommer fünf und im Winter zehn Handwerksbursch'n ins Quartier nehmen muas, weil's d' Herbergswirt net umsonst thuan. Schgen S', jeh'n war' i bald auf a andres Thema komma, wenn dös wo anders

passiert war, nachher thät's himmeln. I moan', Sie soll'n die sämtlichen Straß'n j'ammannnen und a fünf Markl im ganzen draus machen.“ Dies geschah auch, nur wurden zweimal fünf Markl daraus, und damit war der Bellage auch zufrieden, weil er „a noblicher Kamerad“ ist. (Mch. Neusch. Rast.)

Frau Mode.

Zoologische Gedächtnisstrophen. Unter diesem Titel finden wir in der in Aluncion erscheinenden „Paraguay-Rundschau“, einem Blatte, das sich um die Erhaltung des Deutschthums in Paraguay sehr verdient macht, folgende Verse, die den „Geldbinnen der Mode“ gewidmet sind:

Der Indier sieht den Kanada
Auf hohen Bäumen brüten,
Er kommt auf den Antillen vor,
Sowie auf Damenhüten.
Der Kolibri umflattert gern
Die bunten Wiesenblüten;
Man trifft ihn in Brasilien an,
Sowie auf Damenhüten.
Die Eidergans dringt südlich vor
Bis in das Land der Jüten,
Sie nistet oft am Kattegat,
Sowie auf Damenhüten.
Im Nest des Haselchuhnes soll
Der Fuchs bisweilen wüten,
Es hält sich in Gebüsch auf,
Sowie auf Damenhüten.
Auf Ebnen hoch der Pfefferstraß,
Zumal auf jonndurchglühten,
Er zeigt sich in Paraguay,
Sowie auf Damenhüten.
Die Haubenlerche war bekannt
Schon bei den alten Stethen,
Quartiert sich nah' den Dörfern ein,
Sowie auf Damenhüten.
Das Krächzen löst der Aras
Von keinem sich verbieten,
Man findet ihn in Borneo,
Sowie auf Damenhüten.
Vom Drontevogel melden uns
Die Forscher bloß noch Nythen,
Aus diesem Grunde sieht man ihn
Auch nicht auf Damenhüten.

Witterungskunde.

Warum regnet es in diesem Jahre so viel und warum sind die Witterungsverhältnisse im heutigen Sommer so abnorm? Darüber haben sich schon verschiedene die Köpfe zerbrochen. Die einfachste Lösung giebt der Meteorolog Dr. Guido Lamprecht zu Bagen. Nach seinen Untersuchungen steht Trockenheit wie Kasse in einem merkwürdigen Zusammenhang mit der Bewegung des Mondes. Dr. Lamprecht leitet aus einer großen Zahl vieljähriger meteorologischer Aufzeichnungen in Sachsen und Preußen das Resultat ab, daß auffällige Kasse stets dann eintritt, wenn die Erdnähe des Mondes dem Vollmonde näher fällt als dem Neumonde, dagegen vorherrschend Trockenheit, wenn die Erdnähe des Mondes dem Neumonde näher liegt als dem Vollmond. Die Anwendung auf dieses Frühjahr und den Sommer ergibt sich von selbst; es ereignete sich Vollmond am 6. Mai, 4. Juni, 3. Juli, die Erdnähe aber den 7. Mai, 5. Juni und 3. Juli. Es fällt also in den angeführten Monaten die Erdnähe sehr nahe auf den Vollmond, und wäre die diesjährige Kasse des Frühjahrs und Sommers keine Ausnahme-Erscheinung, sondern der Lamprecht'schen Regel entsprechend.

Statistisches.

Wer verbraucht den meisten Tabak? In Frankreich betrug der Tabakverbrauch im Jahre 1830 300 Gramm pro Kopf, während er jetzt auf das Dreifache gestiegen ist, was für das Jahr 1896 die Summe von 38 Millionen Kilogramm Tabak ausmacht, wovon fünf Millionen geschmuppelt werden. Trotz dieser erheblichen Ziffer muß der Franzose noch immer zu den mäßigen Tabakkonsumenten gezählt werden, denn in Holland kommen auf den Kopf der Bevölkerung nicht weniger als drei Kilogramm Tabak, während der Oesterreicher und der Deutsche ungefähr ein Kilogramm verbrauchen, und der Engländer sich mit etwas weniger als einem Kilogramm begnügt. Der Schweizer, der gewöhnlich als harter Raucher genannt wird, ist nach dieser Richtung besser als sein Ruf, denn er verbraucht noch weniger Tabak als der Engländer oder der Franzose.

Briefkasten.

W. H. in Reichen. 1. Violinschule von Singer-Geisitz (Stuttgart, Cotta), Preis gebunden M. 30.—. 2. Breslauer Melodie-bildungslehre (Stuttgart, Gräninger), Preis gebunden M. 3.—. (Schlüssel zur Melodie-bildungslehre M. 1.40.) 3. Wir glauben nicht, daß Sie durch Selbststudium es zum Virtuosen bringen. „Alter ego“ in H. Die alte Parallele — viel Grus! „Hinaus in die Ferne“ in L. Sehr empfehlenswert sind Sonnenwägen patentierte Reisekarten, deren innere Einrichtung aus sieben Fächern besteht, wovon vier verschiedene Aufschriften: Papier, Unverleibtes, Notizen und Gedächtnis tragen; die übrigen drei sind unbedruckt. Gleichseitig bildet die Reisekarte, der eine Schreibunterlage beigefügt ist, die beste Schreibmappe. Innen und außen ist die Mappe mit feinem grauem Segeltuch überzogen. Die Karten werden in zwei Ausführungen, mit Schallensond (Nr. 746 M. 5.—) und mit Schloß (Nr. 747 M. 6.—) geliefert. Handlichkeit und Größe ermöglichen ein sehr bequemes Mitführen auf der Reise.

J. v. Th. in Breiburg. Nicht recht im Ton unser Blattes; schicken Sie das Gedicht mal der Redaktion der „Regen-dorfer Blätter“ in Göttingen ein. **Thomas Ryder in Augusts-bad.** Dem Autor junger, Ihre Anerkennung wird ihm erfreuen. **Anstaltskarten tauschen:** Hel. Marie Thiele, Annaberg i. S. — Heinrich Treppel, Neuwelt, Böhmen. — Hel. Clara Sonnenstein und Olga Hodner, Brann, Dornschloß 7. — Hans Kurnig, Graz, Heinrichstraße 15. — Adolf Mörwiger, Eger-nitz, Josephgasse 25. — Theodor Dorderelein, Berlin S., Fichtstraße 2. **E. K. in Straßburg i. G.** Yes Ma'm! **J. R. in Aßh.** Wenn Sie blank po-litiertes Messing ganz gleichförmig so hart erhitzen, daß man es eben noch, ohne sich zu verbrennen, in der Hand halten kann, und überstreichen es in diesem erhitzten Zustande schnell und möglichst gleichmäßig mit einem in gelöstes Antimonchlorid eingetauchten und schwach ausgebrühten Baumwollbündchen, dann erhalten Sie eine überaus schöne, vio-lette Färbung. **„Bitte, bitte!“ in Korffach.** Da wir den nötigen Raum heute zur Ver-fügung haben, wollen wir Ihre Bitte er-füllen; leider können wir Ihnen den uns selbst

unbekannten Namen des Verfassers (oder wohl eher der Verfasserin) nicht nennen. **Heiterkeit.** So über denn und gib wohl acht, Wie man die Heiterkeit brant und macht; Denn nicht eine jede ist echt und rein, Doch diese hilft bei jeglicher Pein. **Zuerst** sich ins Herz und späh es recht aus Und wach alle Selbstsucht tüchtig heraus, Dann nim Geduld und Nachsicht zur Hand Und schüttle es um mit etwas Verstand. **Ein** Tröpfchen Lethie thut auch dabei, Es macht von vergangenem Weh dich frei; Nicht Lichtstimm, doch leichten Sinn rühre d'rein, Ein bißchen Weh, doch gerieben ganz fein. **Viel** guter Wille und feste Kraft, Und Menschenliebe, die hilft und schafft, Ein wenig Selbstvertrauen und Mut, Bescheidenes Hoffen und ruhiges Blut. **Dies** alles rühre zusammen fein Und nim es mit reinem Herzen ein, Und schlag es denn auch und kommt nicht zur Ruh, So blide bittend nach oben dazu. **Du** wirst es sehen, dann kommt der Mut, Und alles andre wird wieder gut, Die Thräne trodnet, die Lippe lacht, Und doch weiß keiner, wie du es gemacht.

Treue Abonnentin Julie in Bayreuth. Um heiligen Vederstehen wieder ein hauberes Kuscheln zu geben, be-dient man sich unter andern des sogenannten „Sportglases“, welches Sie nebst Gebrauchs-anweisung in jeder größeren Schuhwaren-handlung beziehen können. **F. G. Lehrer in R. L. J.** Techni-kum Altenburg, S. A. Der Umzug in das neue, nach jeder Richtung hin großartig aus-gehaltete Lehrgebäude soll bis 15. März 1899 stattfinden. Näheres zu erfahren, wen-den Sie sich am besten direkt an die „Di- rektion des Technikums Altenburg“. **Luise Th. in G.** Bademeum der weiblichen Gesundheitspflege von Sanitäts-rat Dr. L. Fürst. Würzburg, A. Stubers Verlag, M. 1.40. Eine recht empfehlens-werte Lektüre für gebildete Frauen zu zwang-loser Selbstbelehrung und nützlicher Auf-klärung. **Dr. W. in Wien.** „Herbstlied“ von Arthur Fitger — „Herbstlied“ von Ernst Ziel — „Im Sommer“ von Julius Rosen — „Die Schöpfung“ von J. G. v. Herder. Die betreffenden Werke zur Durchsicht zu er-halten, wird Ihnen dort nicht schwer fallen. **J. Sch. in Bern.** 676 Seiten, groß Oktav. Ein erstes Werk von hohem Wert, demgegenüber Ihre pedantischen Bedenken in Hinsicht kommen dürfen.

I in Indianapolis. In drei Mo-naten verfährt nur die Strafverfolgung von Uebertretungen; die Strafverfolgung von Vergehen verfährt in drei, beziehungsweise fünf Jahren, von Verbrechen in zehn, fünf-zehn und zwanzig Jahren, je nach der Höhe der angebrachten Strafe. **Witwe H. in A. bei H.** „Allgemeine Deutsche Pensionsankalts für Lehrerinnen und Erzieherinnen“. Gesuche um Aufnahme find an den Direktor der Zentralverwaltungskasse, Herrn Ministerialdirektor Dr. Rügler, Ber- lin W 64, Behrenstr. 72, zu richten. **E. T. in B.** „Der neue Hauspoet“ von Gertrud Triepel. Stuttgart, Schwa-bacherische Verlagsbuchhandlung. „Abonnent“ in R. Alle Wehrpflichti-gen, auch wenn sie nicht ausgehoben werden, gehören dem Landsturm ersten Auf-gebots vom vollendeten 17. bis zum voll-endeten 39. Jahre, dem Landsturm zweiten Aufgebots bis zum vollenden-ten 45. Jahre an. Der Landsturm wird vom Kaiser oder bei unmittelbarer Kriegs-gefahr von den kommandierenden Generalen aufgerufen. **Anstaltskartenjammler in Meh.** Sehr hübsche farbige Trachtenportraits aus Elfen-Bohringen hat die Kunsthandl von Max Seeger in Stuttgart ausgegeben (10 verschiedene Sujets von H. Joffe).